P. o. germ.
1986 t
(1

E. Heideloff del. A. Dalbon sc.

Theodor.

Nun, liebes Lenchen! so setze Dich zu mir, da wird es mir doppelt so gut schmecken.

Erzählungen.

Von

Julius Gr. v. Soden.

Erstes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Bamberg und Würzburg,
in den Goebhardtischen Buchhandlungen.
1823.

Br. 3289

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Möge das Publikum die Sammlung dieser flüchtigen Kinder der Erholungs-Stunden von ernsten Geschäften, theils hie und da, obgleich in andrer Gestalt, in Zeitschriften bereits abgedruckt, theils ungedruckt, mit Nachsicht und Wohlwollen aufnehmen!

Innhalt.

		Seite
I.	Das Porträt.	1
II.	Das Dekret.	43
III.	Das arme Dorchen.	57
IV.	Das Inkognito: 1te Abtheilung: Die schwarzen Augen.	67
V.	Nummer 19.	103
VI.	Hindernisse.	123
VII.	Die Verschreibung.	137
VIII.	Prinz Eduard Stuart. . . .	165
IX.	Die Cirkaßierinn.	209
X.	Der feine Beobachter. . . .	233

I.

Das Porträt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Porträt.*)

1.

Gustav von Reinthal war der einzige Sohn eines begüterten Landedelmanns am Rhein. Der Vater starb in seiner ersten Kindheit. Seine Mutter, ein edles, gebildetes Weib, weihte sich ganz seiner Erziehung. Sie zügelte seine feurige Imagination und pflanzte Grundsätze von Tugend und Rechtlichkeit in sein weiches Gemüth. Der Pfarrer des Orts, ein ehrwürdiger Greis, unterrichtete ihn mit Liebe; denn rasch waren die Fortschritte des geistvollen Knaben. Die drei Kinder des Pfarrers, zwei Mädchen und ein Sohn, beinahe von gleichem Alter mit ihm, waren seine einzige Gesellschafter.

*) Mag es auch nicht wahrscheinlich scheinen, die Hauptbegebenheiten dieser Erzählung sind aus dem geheimen Tagebuche eines Freundes gezogen. Den tieferen Sinn, die moralische Tendenz wird der nachdenkende Leser finden.

Seine Mutter hatte die Welt und ihre Freuden früh kennen lernen und vermißte sie nicht. Sie lebte häuslich, still und ohne weiteren Umgang mit ihren Umgebungen, als die Konvenienz unvermeidlich heischte.

Unter den Kindern des Pfarrers zeichnete Gustav die jüngste, Jukunda, ein holdes, stilles, natürliches Mädchen, aus; und auch sie hieng mit warmer, kindischer Liebe an Gustav. Gewöhnlich spielten, oder lasen sie beide zusammen im Garten, indeß die übrigen Kinder sprangen und sich neckten.

2.

Gustav war nun zehen Jahre alt. So ungerne die Mutter und der Pfarrer sich von ihm trennten, so fühlten sie doch, er bedürfe nun weitere Ausbildung. Er ward also in die damals berühmte Schule zu — gesendet; und schied unter Thränen von seinem mütterlichen Hause, seinem geliebten Lehrer und seinen theuren Spielgesellen. Auf der Schule, in die er durch die Sorge des Pfarrers ungewöhnliche Vorkenntnisse brachte, zeichnete er sich an Fleiß und Sittlichkeit bedeutend aus. Seine Lehrer gewannen ihn lieb. Einer derselben, selbst Dichter, bemerkte die schlafenden Talente des

Knaben; er ermunterte ihn zum Studium der Klassiker, und mehr bedurfte es bei Gustav nicht. Im dreizehnten Jahre waren Horaz, Virgil, Anakreon, Pindar, Homer u. s. w. ihm so vertraut als seine Lehrer. Nun erst lies der sinnige Lehrer seinem Hange zur lyrischen Dichtkunst freien Lauf, prüfte seine Ausarbeitungen und konnte ihm mit Mühe sein Entzücken und Erstaunen über den kühnen Flug des jugendlichen Genius verbergen.

3.

Gustav war etwa vierzehn Jahre alt, als die ersten Prämien, die er bei allen Prüfungen erhielt, dem Rektor der Schule und allen seinen Lehrern das Bekenntniß abdrangen: er habe hier seinen Kursus länst vollendet und sey reif für die höheren Wissenschaften.

Dies wurde der Mutter bekannt gemacht; sie rief Gustav zurück und mit Wonnethränen umfiengen die glückliche Mutter und der Lehrer den ankommenden Liebling. Die edle Mutter, deren einzige Schwäche Vorliebe für ihre Geburt und die Vorzüge des Adels war, sah schon im Geiste ihren Sohn durch seine Talente und eine glänzende Verbindung zu den höchsten Würden erhoben.

Im Hause des Pfarrers hatte sich seitdem vieles verändert. Der Sohn des Pfarrers war auf einem auswärtigen Gymnasium; Jukunde lag krank, und ihre Schwester Doris war zum Besuch bei einer Tante. Es schmerzte Gustav sehr, seine kindliche Spielgefährten nicht zu sehen. Denn nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen mußte er, denn die Vorlesungen hatten schon begonnen, auf die Universität G. — abreisen.

Am Abend vor seiner Abreise, so eben vom Dorfe zurückkehrend (er hatte einen alten pensionirten Jäger besucht, der von den geheimen Wohlthaten seines Taschengeldes bequem lebte), erblickte er am Pfarrgarten eine weibliche verschleierte Gestalt hinter der Hecke, die im nämlichen Augenblicke verschwand. Er stieg hinauf zum Pfarrer, um von ihm Abschied zu nehmen; er erkundigte sich nach Jukunden; sie konnte das Bett noch nicht verlassen. Er erzählte seine Erscheinung; es war die Nichte eines benachbarten Amtmanns, die ihre kranke Freundin besucht hatte und auf dem Fußsteige hinter dem Dorfe nach Hause ging.

4.

Unter Thränen, Segenswünschen und Ermahnungen entließen Mutter und Pfarrer den

männlich schön gebildeten, an Herz, Geist und Körper gleich edlen Jüngling.

Gustav langte auf der Universität an. Fest war sein Vorsatz, sich nun ganz den ernsten Wissenschaften hinzugeben. Doch unglücklicherweise hatten einige seiner ersten Lehrer einen sehr gelehrten, d. h. sehr trockenen Vortrag. Dies empörte den durch das Studium der Klassiker genährten Schönheitssinn des lebhaften Jünglings. Die Jurisprudenz eckelte ihn an. Vorliebe für die schöne Literatur wurde nun sein Unglück. Seine Jugend, sein Reichthum, sein allzufeuriges Temperament, seine glühende Einbildungskraft, Verführung umstrikten ihn. Er begann bald sein Studium zu vernachläßigen und gab sich einzig der Lektüre ästhetischer Schriften, der Dichtkunst und allen Vergnügungen der Jugendjahre ausschließend hin. Sein Herz blieb rein; aber nicht seine Sitten. Die gute Mutter trauerte; der Pfarrer ließ es nicht an väterlichen Warnungen fehlen, und dies, verbunden mit den natürlichen Adel seines Gemüths, wirkte auch immer so viel, daß er nicht ganz, nie bis zum Laster sank. Eine Duellgeschichte, durch ein kokettes Mädchen veranlaßt, das Gustav zwar nicht liebte, mit der er aber doch gerne scherzte, zog ihm eine bedeutende Wunde zu; die Mutter erfuhr es und

erkrankte. Gustav, der sie mit Innigkeit liebte, beschloß nun ernstlich, seine Lebensweise zu ändern. Er erbat sich nach seiner Herstellung die Erlaubniß, eine andere, entfernte, stille Universität zu beziehen und erhielt sie; doch unter dem Beding, daß er den alten Jäger Valentin zu sich nehme; der, seiner siebzig Jahre ungeachtet, durchaus ihn nicht länger missen wollte. Gustav bewilligte dies freudig. Der ehrliche Valentin kam und nach einer derben, aber herzlichen Lektion, die der Greis seinem noch bleichem jungen Herrn gehalten hatte, langten sie zu W. — an. Gustav wollte nun einsam einzig seinem Zwecke leben. Er miethete ein Gartenhaus in der Vorstadt, besuchte die Vorlesungen mit Eifer, mied allen Umgang, und weihte die wenigen Musestunden einsamen Spaziergängen und dichterischen Ausarbeitungen. Einst erblickte er auf einem seiner Morgenspaziergänge, dicht an der Thür, die vom Garten ins Freie führte, etwas Glänzendes auf dem Boden. Er hebt es auf. Es war — ein weibliches Miniatur-Porträt. Aber welches Gemälde! Alle Ideale der Titiane, Raphaele und Korregio schienen gegen die Reize dieses Zauberbildes zu verschwinden.

Es war das Bild einer jugendlichen Schöne. Ein schwarzer Schleier schlang sich durch die

kastanienbraunen, gelöseten Locken; — die schönen schwarzen Augen flehend empor gerichtet; ein Zug an dem himmlisch schönen Munde verrieth geheimen Harm; das Ganze die personifizirte G r a z i e der T r a u e r.

5.

Der Anblick dieses Bildes schien Gustavs, des so erregbaren Gustavs, ganzes Wesen zu durchglühen, zu verklären. Er entschied über sein Schicksal. Von diesem Augenblicke erfaßte er diesen Gegenstand mit gränzenloser Leidenschaft. Er bedeckte das Bild mit seinen Küßen und benezte es mit seinen Thränen. Es verließ ihn nicht einen Augenblick.

„Sie ist es", rief er in den Ergießungen seines schwärmerischen Wahnsinns aus, „sie, „oder keine sonst auf Erden!"

Von nun an hatte der liebesehnende Jüngling keinen Sinn mehr für Welt, Daseyn, Bestimmung; keinen andern Zweck mehr, als das Original des Porträts zu suchen, zu finden, und einzig für seine Geliebte zu athmen.

Daß es kein Ideal, kein Porträt einer längst Verblichenen sey, belehrte ihn die Aufschrift auf der Rückseite der Kapsel, in der sich das Porträt befand. Der Name des Malers war

verlöscht; aber noch stand ad vivum pinx: (nach dem Leben gemalt) und die Jahrzahl des laufenden Jahrs.

Vergebens waren alle seine emsigwilden Nachforschungen im Städtchen und in der ganzen Gegend. Niemand kannte ein Wesen, das diesem Götterbilde nur von Weitem gleiche. Niemand konnte erklären oder begreifen, wie es dahin gekommen sey, wo Gustav es fand. Selbst Aufruf in öffentlichen Blättern war vergebens.

6.

Mitten in dieser Unruhe, in diesen ängstlichen Nachforschungen, wurde Gustav durch die Nachricht von dem Tode seiner guten Mutter überrascht. In anderer Seelenlage hätte er sich den heftigsten Ausbrüchen der Verzweiflung hingegeben. Jetzt, wo seine ganze Seele an dem Porträte der Geliebten hing, gieng sein Schmerz in stille, tiefe Wehmuth über, die in geheim an der Lebensblüthe nagt. Sehnsucht, Gram warfen ihn aufs Krankenbett. Er übertrug dem Pfarrer und einem ehrlichen alten Verwalter die Besorgung seiner heimischen Angelegenheiten.

Die Aerzte besorgten ein Nervenfieber. Der alte Valentin wich nicht von seinem Bette. Gustav phantasirte lang und heftig. Das Porträt und seine Mutter kämpften wechselsweise in diesen Momenten der Verwirrung. Seine Jugend siegte. Der Arzt erklärte ihn endlich ausser Gefahr; und als Gustav einst, nach vielen durchwachten Nächten, den ersten ruhigen, anhaltenden Schlaf genoß und gestärkt erwachte, sank der alte Valentin an seinem Bette nieder, und trocknete mit seinen langherabhangenden grauen Haaren den Schweis von der Stirne des Kranken; seine Thränen überschwemmten die blaßen Wangen seines Gebieters und er stimmte dann mit lauter Stimme ein herzliches: „Herr Gott, ich danke dir u. s. w.“

Gustav war tief bewegt. Er schloß den redlichen Greis in seine Arme. „Nein!“ rief er aus, „noch ist nicht alles verloren, und ich bin nicht ganz verlassen! Valentin! ehrlicher Valentin! wirst du mir folgen?“

— — Bis ans Ende der Welt! — „Wohlan! wir reisen!“ — — Reisen? —

„Ja, sobald ich hergestellt bin; und ich „fühle, bald werd' ich nun es seyn.“

7.

Alles dieses bezog sich auf einen Traum, aus dem Gustav so eben erwachte. Im Traume hatte er das Original des Porträts in fernen Landen unter Orangenblüthen getroffen. Sie war liebend in seine Arme gesunken, und wie ein Götterstrahl schlug es ihm im ersten Augenblicke des Erwachens in seine Seele: die Geliebte aufzusuchen in allen Zonen der bewohnten Erde; nur dafür zu leben, und sie zu finden oder unterzugehen!

Der Traum selbst war Folge der wiederkehrenden Gesundheit, im Kampfe mit der kranken Phantasie. Der Entschluß beflügelte seine Genesung.

Dem alten Lehrer meldete er seinen Entschluß auf Reisen zu gehen, freilich mit Verschweigung seines Geheimnisses. Zu Gustavs Erstaunen billigte ihn der Pfarrer vollkommen, und empfahl ihm nur, den alten Valentin mitzunehmen.

Doch dieser wäre ohnehin nicht zurückgeblieben; obgleich Gustav den guten Greis entlassen wollte, so ungerne er ihn auch mißte.

Die Reiseanstalten wurden in der Gluth der Sehnsucht rasch vollendet. Zwar zog der Traum das Gemüth des schwärmenden Lieben-

den zunächst nach Italien, wo er träumend das ersehnende Original getroffen hatte; doch die Unwahrscheinlichkeit, daß ein italienisches Bild sich nach W. — verirrt habe, bestimmte ihn endlich, vorerst sein Vaterland zu durchstreifen.

8.

Der abentheuerliche Ritterzug begann. An einem grünen hoffnungsfarbigem Bande hieng das angebetete Porträt auf seiner Brust unter der Weste. Er benutzte seine Maurerische Verbindung, um sich allenthalben Bekanntschaften und Konnexionen zu verschaffen. Seine Geburt, die Würde und der Anstand seines Betragens öffneten ihm ohnehin die Zirkel der gebildeten Stände. Allenthalben suchte er mit der feinen Welt in Beziehung zu kommen; besuchte alle Bälle, Konzerte, Theater und öffentliche Spaziergänge. Manche reizende Gestalt, manches interessante Wesen lernte er kennen; das Original seines Gemäldes fand er nicht. Acht Monate war er so von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof umher geschweift. Allenthalben ward er freundlich aufgenommen; vorzüglich bei den Weibern; denn die sanfte Schwermuth, welche sein Geheimniß ihm aufdrückte,

gab ihm ein eignes Interesse. Schwärmer sind stets die Lieblinge der Damen.

9.

Einst zwang ihn die einbrechende Nacht in dem Posthause eines kleinen Städchens, an der Gränze des Elsaß zu übernachten. Am andern Morgen stand er vor der Thüre des Posthauses. Eine Postchaise mit einem ältlichen Herrn, einer ältlichen Dame und zwei jungen Frauenzimmern fuhr an. Gustav grüßte sie schweigend durch eine Verbeugung; der Herr erwiederte sie. Die Gesichter der Damen waren durch ihre Reisehüte bedeckt. Der Postmeister erschien. „Die bestellten Pferde sind bereit!" rief er dem Herrn zu. „Gut!" erwiederte dieser. In wenig Minuten war ab- und angespannt. Im Augenblicke der Abfarth wandte sich die jüngere Dame, um Gustav's: glückliche Reise! zu erwiedern. — Und Gustav glaubte in ihr das Original seines Gemäldes zu erblicken. Starr, gleich einer Bildsäule, wurzelte er bei diesem Anblicke auf der Thürschwelle ein. Längst war die Postchaise verschwunden, ehe er zur Besinnung kam. Dann ging er plötzlich in die höchste Lebendigkeit über. Vergebens forschte er beim Postmeister; dieser

wußte nichts, als daß die Pferde durch einen Laufzettel bestellt waren. Der alte Wächter unter dem Thore hatte keine inquisitorische Polizeiaufträge. Der Postknecht, der sie hergebracht hatte, wußte eben so wenig von den Paßagiers. Gustavs erste Bewegung war, ihnen nachzueilen; aber der Postmeister hatte keine Pferde mehr zu Hause; die Rückkunft der Postwagenpferde mußte abgewartet werden; und erst nach zwei peinlichen Stunden konnte Gustav abreisen.

Unterwegs begegnete ihm der Postknecht, der jene Gesellschaft gefahren hatte, rückkehrend. Gustav hielt ihn an. Der Postillion hatte sie nur bis in ein Dorf an der Straße, nahe an der nächsten Station, gebracht; dort kamen ihnen Pferde entgegen, die auf sie warteten. Es wurde umgespannt und so war denn alle Spur verloren! — Indeß meinte der Postillion, die Reise möchte wohl nach Straßburg gegangen sein.

Dahin eilte nun Gustav. Einen vollen Monat blieb er dort und in der Gegend, und suchte die schöne Reisende — vergebens! — Er überredete sich endlich: zufällige Aehnlichkeit habe ihn betrogen, daß er das durch den Reisehut verhüllte Gesicht nicht genau beachtet, seine rege, ewig mit dem Porträt beschäftigte Phan-

tasie ihn getäuscht und reisete weiter; schwermüthiger als je.

10.

Nur als er endlich am Fuße des Mont-Cenis italischen Aether erblickte und Orangenduft athmete, hob seine Brust sich wieder freier. Er zog sein geliebtes Porträt hervor, er bedeckte es mit glühenden Küßen. „Hier", rief er aus, „hier oder nirgend werde ich dich finden!"

In dem einsamen langweiligen Turin weilte er nicht lange; länger in Florenz, Genua und Rom. Doch vergebens waren seine Nachforschungen! Die Karnevalszeit nahte. Er eilte nach Venedig.

Dort saß er einst an einem schönen italischen Abende am Markusplatze. Da naht sich ihm ein junger nettgekleideter Mann, setzt sich neben ihm, spricht in deutscher Sprache zu ihm; knüpft anfangs ein gleichgültiges, dann ein interessanteres Gespräch an; und da ihn Gustav als seinen Landsmann begrüßt, erwiederte er: „Nein! ich bin ein geborner Italiener; aber „lange diente ich in Deutschland und gewann „dessen Einwohner lieb. Ich beobachtete Sie „schon länger; ich wußte, Sie sind ein Deut-

„scher. Ihr ganzes Wesen, vorzüglich Ihre „unverkennbare Schwermuth interessirten mich. „Ich habe Ihren Mitbürgern große Verbind„lichkeiten; ich habe in Ihrem Vaterlande eine „Geliebte, eine Braut verloren. — Das sind „die Gründe, warum ich zu Ihnen mich drängte. „Mit Einem Worte, ich will Ihnen wohl; „ich bin der pensionirte Hauptmann Caffari. „Sie sind hier fremd; und ich biete Ihnen „meine Freundschaft und meine Dienste an."

Gustav erwiederte dies auf das verbindlichste. Er nannte sich, und der Hauptmann kannte seine Familie. Sie nahmen Abrede, sich morgen wieder hier zu treffen. Gustav lernte den gebildeten Mann immer mehr schätzen; sie sahen sich nun täglich und wurden endlich unzertrennlich. Oft drang Caffari in ihn, um den Grund seiner Schwermuth zu erforschen. Gustav war karg mit seinem Geheimnisse. Doch einst in einer traulichen Abendstunde, wo ihre Sinne durch Liqueurs und Wein ungewöhnlich aufgeregt waren, und das Gespräch mit Wärme auf die Venezianischen Weiber, ihre Anmuth, Grazie und die Gluth ihrer Empfindungen fiel, entschlüpfte ihm sein Geheimniß.

11.

Der Hauptmann verlangte nun das Porträt zu sehen. Gustav zeigt es ihm. Der Hauptmann schien es mit Entzücken zu betrachten. „Wahrlich!“ rief er aus, „eines solchen Ideals von Schönheit und Zauberreize bedurft' es, um — verzeihen Sie mir, lieber Gustav — um Ihre romantische Grille zu rechtfertigen. Aber sehr unrecht hatten Sie, bis jetzt Ihr Geheimniß für sich zu behalten. Gemeinschaftlich lassen Sie nun unsre Forschungen fortsetzen. Venedig ist reich an himmlischen Gestalten. Der Manier nach ist das Bild wahrscheinlich von einem Venezianischen Maler. Auch kann Ihre Geliebte eben so leicht hier als anderswo seyn; und ist sie in Venedig oder dessen Umgebungen, so bürg' ich Ihnen, wir finden sie.“

Der exaltirte Gustav fiel seinem neuen Freunde um den Hals und beschwor ihn, sich nicht von ihm zu trennen, bis sie sein Ideal gefunden hätten.

„Daß sie von Stande ist“, fuhr der Hauptmann fort, „beweiset das Kostüm des Gemälds. Wie aber, wenn sie eines andern Gattin wäre?“ — Dieser Gedanke war

Gustav neu. Er fuhr wie ein Blizstrahl in seine Seele und drohte ihn zu zermalmen.

Dann, rief er aus, dann, ja dann — würde ich sie sehen, anbeten und sterben! —

„Sachte!“ fiel lächelnd der Hauptmann ein. „Zwar kenne ich Ihre Grundsäze und ehre sie. Doch, mit Einem Worte, das war ja eine bloße Idee und überdies nicht wahrscheinlich; das beurkundet das kindlich jugendliche dieser himmlischen Züge.“

Man glaubt so gerne was man wünscht! Gustav beruhigte sich, und der Hauptmann trennte sich von ihm mit dem Versprechen, von nun an alle Kirchen und alle Konversationen nach der Reihe zu besuchen, um wo möglich das reizende Original in Venedig aufzufinden.

Sechs Tage kam der Hauptmann immer mit getäuschten Hoffnungen zu Gustav. Am siebten stürzte er in der Stunde der Sieste hastig in sein Zimmer.

„Trügt mich nicht alles“, rief er aus, „so ist Ihre Geliebte gefunden!“

Gustav bestürmte ihn mit Fragen.

Der Hauptmann hatte sie in der Kirche St. Karlo betend getroffen; er war ihr beim Ausgange gefolgt; er hatte ihr Haus beobachtet; er hatte Kundschaft eingezogen. Es war die

einzige Tochter des Nobile Govani; strenge bewacht von ihren Aeltern und Brüdern.

Doch der Hauptmann übernahm, für Geld, das ihm Gustav reichlich spendete, alle Hindernisse zu ebenen, zuerst den Anblick der reizenden Signora und dann eine Zusammenkunft mit ihr zu verschaffen.

Er hielt Wort. Am nächsten Festtage holte er Gustav in die Kirche St. Karlo ab. Dem Hoch-Altare gegenüber zeigte er ihm eine schlanke, leicht verschleierte weibliche Gestalt. — Gustav betrachtete sie aufmerksam; er glaubte die Züge seines Porträts zu erblicken. Alle seine Nerven bebten.

Am Ende der Messe stund sie auf.

Gustav wollte ihr folgen; doch der Hauptmann hinderte es, zeigte auf die sie begleitende Duegna, und versicherte Gustav, daß er dadurch seinen Plan der Zusammenkunft unwiederbringlich vernichten würde.

Unter den gewaltsamsten Zuckungen blieb Gustav zurück; er nahm die heilige Stelle ein, die Giulietta verlassen hatte, und betete mit Andacht.

Nur mit Mühe konnte der Hauptmann den lieben Schwärmer hinweg bringen.

Die Zusammenkunft war drei Tage später bestimmt. Ein vertrauter Gondolier sollte

abends am Hinterhause landen, dort die Zofe sie erwarten und zu ihrer Gebieterinn führen. — Denn nur in des Hauptmanns Gegenwart wollte die züchtige Dame den Fremdling sehen, der ihr Porträt besaß, das auf einer Reise ihres Vaters verloren gegangen war.

12.

Zufällig hörte der alte Valentin diese Abrede im Nebenzimmer. Zwar verstand er nicht alles; doch immer so viel, daß von einem geheimen Abentheuer die Rede war. Valentin hatte einst Gustavs Oheim, einen Wüstling, auf Reisen begleitet; der nach manchem Abentheuer in Genua erstochen wurde. Er zitterte für seinen Gebieter.

Kaum war der Hauptmann fort, so warf er sich seinem Herrn zu Füßen, gestund, daß er die Abrede gehört habe, erinnerte ihn an das Schicksal seines Onkels, und beschwor ihn, den Plan aufzugeben.

Doch Gustav blieb unbeweglich. Nur versprach er für seine Sicherheit zu sorgen und Sackpistolen zu sich zu nehmen.

Zur bestimmten Zeit erschien an Gustavs Hause ein Gondolier und gab das verabredete Zeichen.

Gustav sprang hinab; er fand den Gondolier, der ihn gewöhnlich bediente, und fragte nach dem Hauptmann.

„Wir sollen ihn an der Rialtobrücke abholen", erwiederte der Gondolier. „Er hatte meinen Kameraden Ziakomo bestellt; dieser ist plötzlich erkrankt und hat mir es übertragen."

Gustav trieb ihn, unter dem Versprechen doppelten Lohns, zur Eile an.

Der Gondolier versprachs. „Aber verzeihen Sie mir, Signor Barone", setzte er hinzu: „nie hätte ich geglaubt, Sie an einen solchen Ort führen zu sollen."

— „Wie so?"

„Nun, sind wir nicht in den Kanal — — bestellt?"

— „Allerdings!"

„Wie? Signor! und Sie sollten nicht wissen, daß diese Straße einzig von den berüchtigsten Kourtisanen Venedigs bewohnt wird?"

— Nicht möglich!

„Ja, wohin sollte denn der so betitelte Hauptmann auch sonst Sie führen? Denn Spieler, Beutelschneider und Kourtisanen sind ja seine einzigen Gesellschafter."

— Nikolo!

„Fragen Sie nur meine Frau, sie kennt „ihn seit fünf Jahren. Wahrhaftig, Signor! „ich bin nur ein armer Teufel, aber ich würde „mich seiner Gesellschaft schämen. Sie sind „ein guter redlicher Deutscher, und mir that „es leid, so oft ich Sie in der Gesellschaft „dieses Spitzbuben sah.“

— Geschwind drehe um und führe mich zu deiner Frau!

„Gerne, Signor! und Sie werden mirs danken.“

Gustav war wie vom Blitze getroffen. Sie landeten an Nikolos Hütte. Nikolo trug seiner Frau den Fall vor. Diese, ein gutes Mütterchen, hatte ehehin eine Coffee- und Limonade-bude gehalten. Sie kannte den sogenannten Hauptmann seit seiner Kindheit. Ein seinen Eltern entlaufener Wüstling, der sich seit mehrern Jahren nur vom falschen Spielen und Intriken nährte, das Haupt einer Bande junger Glücksritter, die vorzüglich Fremde in ihre Schlingen zu locken suchten.

Gustav erkannte nun seine Leichtgläubigkeit. Er vertraute sich dem ehrlichen Nikolo und seiner Frau und sie beschloßen, durch Nikolo's Kameraden, dem Vater eines Glieds von des Hauptmanns Bande, die ganze Intrike zu ent-

decken; Gustav sollte indeß sich einschließen und verborgen halten.

Am zweiten Tage erschien Nikolo. Alles war entdeckt. Zu Venedig hängen die Kourtisanen ihre Gemälde vor ihre Zimmer. Unter diesen hatte jener Glücksritter eines bemerkt, das bedeutende Aehnlichkeit mit Gustavs Porträt besaß. Die Kourtisane wurde zu ihrer Rolle abgerichtet. Sie sollte die Signora Giuletta spielen. Die Täuschung des Abends, ein schwach erhelltes Zimmer, der Phantasieflug des romantischen Jünglings, alles wurde berechnet, und wenn Gustav gefangen war, so sollte die Loskaufsumme die Beute der Hetäre und des Hauptmanns werden.

Gustav belohnte den ehrlichen Nikolo reichlich; verlies noch am nämlichen Abend Venedig, und eilte über Rom nach Neapel.

13.

Hier fand er so wenig Züge, die auch nur von ferne seinem Porträte ähnelten, auch war er durch das Venezianische Abentheuer so schüchtern geworden, daß er nur noch einige Tage zum Besuch von Herkulanum und Pompeji zu verweilen und dann nach Mailand zu reisen

beschloß, wo eine reinere, kräftigere und unverdorbenere Natur sich ausspricht.

Auf dem Rückwege von einem Spaziergange nach Portici traf er mit einer sonderbaren, hagern, runzlichen Mannsgestalt zusammen, die mit schneeweisen, aber zierlich gekräuselten Haaren, rothem seidenem Kleide, gelben seidenen Beinkleidern und Weste, das Hütchen unter dem Arme, neben ihm herschritt und endlich mit der gewöhnlichen italischen Heftigkeit und Lebhaftigkeit ein Gespräch begann.

Der sonderbare Mann hatte zu Portici die verbrannten Handschriften des Herkulans besucht, über deren Aufrollen Jahrhunderte vergehen werden. Er schien in den Klassikern und Alterthümern bewandert und kündigte sich endlich als den Bibliothekar eines neapolitanischen Herzogs an. Gustav, der die klassische Literatur über alles liebte, fand Geschmack an seinem Umgange; er lud ihn zu sich ein. In seiner belehrenden Gesellschaft besuchte er die verschütteten Städte. Signor Belloni machte ihn auf mehrere Kunstsammlungen und Bibliotheken aufmerksam.

Dies verlängerte unmerklich Gustavs Aufenthalt zu Neapel. Einst trafen sie in der zahlreichen Bibliothek des Prinzen Santa Croce auf mehrere Negromantische Handschriften, die

Signor Belloni unserm Gustav mit besonderer Wichtigkeit zeigte. Gustav lächelte. Darüber erzürnte sich der lebhafte Italiener und begann nun die Negromantie mit Feuer zu vertheidigen. Er behauptete unter andern, daß es allerdings möglich sey, die Geister der Abwesenden und Verstorbenen hervorzurufen, und erbot sich zum Beweis. Gustav wurde nachdenkend. Am andern Abend, da sie bei einer Flasche Monte-Pulciano in seinem Zimmer beisamen saßen, erinnerte er ihn halb ernst, halb scherzend an sein gestriges Erbiethen. Signor Belloni schwur: er werde Wort halten.

Nun entdeckt ihm Gustav sein Geheimniß. Er forderte ihn auf, das Original des ihm vorgezeigten Gemäldes zur Erscheinung zu bringen. Unser Negromant verlangte vier Tage Zeit. Am vierten Tage holte er Gustav ab; er trat mit ihm in ein schwarz tapezirtes, durch eine Flamme von Weingeist erleuchtetes Zimmer, in dessen Hintergrunde sich eine kleine, durch einen weißen Vorhang bedeckte Bühne befand.

Auf die Beschwörung unsers Negromanten erhob sich ein Orkan. Der Donner rollte; Blitze durchkreuzten den Saal; das Licht erlosch. Der Vorhang flog hinauf, und aus dem Hintergrunde hob sich eine leuchtende weibliche

Gestalt, in dem Kostüm des Porträts und ihm ganz ähnlich.

Entzücken und Schrecken zugleich stürzten Gustav auf seine Kniee.

„Drei Fragen sind Ihnen erlaubt", sprach nun der Negromant: „die vierte würde Sie „und Ihre Geliebte auf ewig verderben." — Gustav sann; die Gestalt blieb unbeweglich in der nämlichen Attitüde, in der sie gemalt war. Endlich erholte er sich und faßte Muth zu folgenden drei Fragen:

„Abgott meiner Seele! Du lebst wirklich?"

Ich lebe! antwortete eine leise, sonore Stimme.

„Wo bist du?"

Fern von hier und doch in deiner Nähe.

„Werd ich je dich finden?"

Vielleicht.

Die vierte für ihn wichtigste Frage: „Wirst du mich lieben? schwebte auf Gustavs Lippen; doch ein Donnerschlag, ein Blitz und eine aufsteigende Rauchwolke verfinsterten den Hintergrund, und Signor Belloni zog Gustav halb leblos aus dem Saale.

14.

Signor Belloni brachte ihn durch stärkende Geister wieder zu sich. Als Gustav sich erholt hatte, fragte ihn der Negromant: wie er mit seiner Kunst zufrieden sey?

„Noch weiß ich nicht“, erwiederte Gustav, „was ich von Euch und Eurer Kunst denken „soll. Viel davon mag Gauckelei seyn; aber „im Ganzen, das ahn' ich, mehr als ich es „fühle, ist ein tiefer Sinn von Wahrheit.“

Möchtet Ihr denn ihn fassen, Baron?

„Vielleicht! Noch fühl ich nichts deutlich, „als daß die Ruhe meiner Seele gestört ist, „und daß ich von hier fort muß, und das „schnell. — Nicht die zweideutigen Orakel„sprüche Eurer Erscheinung sind's, die mich „forttreiben; aber ein innerer mächtiger Geist, „den sie gewaltsam aufgeregt hat.“

Laßt sehen, versetzte Signor Belloni, ob diese Flaschen ihn nicht beschwören!

Gustav gab in dem Sturme seiner peinigenden Gefühle sich willig dieser Einladung hin. Sie zechten, und am andern Morgen blieb Gustav von der gestrigen Abendszene nichts, als eine verschleierte Erinnerung und der feste Entschluß abzureisen. Denn, trotz seiner Vernunft, stand es nun tief eingewurzelt in seinem In-

nern, daß das Original seines Porträts existire und daß er es finden werde.

Er nahm von Signor Belloni Abschied; der Alte umarmte ihn mit nassen Augen, und Gustav versprach ihm Wiedersehen.

15.

So flog denn Gustav nach Mailand. Kräftige, reizende Gestalten traf er dort in Menge; sein Original nicht. Nach acht Tagen erhielt er einen Brief von Signor Belloni. „Ich kann es nicht über mich gewinnen“, — schrieb ihm der alte Sonderling — „Sie über jene Erscheinung länger in Ungewißheit zu lassen. Sie war nur Blendwerk der natürlichen Magie, durch die gewöhnlichen Mittel hervorgebracht. Ich rechnete auf Ihren Geist; ich glaubte Sie von ihrer romantischen Grille zu heilen. Ich sah bald, daß ich mich getäuscht hatte. Die Wunde ist zu tief. — Verzeihung bedarf meine Absicht nicht. Aber Sie mein lieber Baron! bedürfen einen Arzt. Hören Sie den Rath eines alten, am Grabe stehenden Freundes. Verfolgen Sie nicht länger ein Ideal, das den Frieden Ihrer schönen Seele stört. Kehren Sie in Ihr Vaterland zurück, und suchen Sie dort in Ihrer Nähe, was Sie in fernen Landen ver-

gebens zu erlangen streben: — Ruhe des Gemüthes!“

Dieser Brief machte auf Gustav eine sehr widrige Sensation. Es ist so schmerzlich, aus einem beglückenden Traume erweckt zu werden! Er glaubte nun alle seine Hoffnungen zertrümmert. Düstre Schwermuth, finstres Brüten über sein Unglück nahm die Stelle der Gluth, die vorhin ihn erhielt in ewiger Bewegung und Lebendigkeit. Er dankte dem alten Freunde kalt und mit wenigen Worten; versprach indeß seinem Rathe zu folgen und befolgte ihn.

16.

Die ganze Schöpfung hatte nun für ihn allen Reiz, alles Interesse verloren. Jeder Ort, jeder Aufenthalt war ihm gleichgültig, seine Existenz ihm lästig. Er beschloß also, zu Valentins großer Freude, in seine Heimath zurückzukehren, dort seine Angelegenheiten zu ordnen, dann —sche Dienste zu nehmen und im Kriege einen ehrenvollen Tod zu suchen.

Nirgends hielt er nun sich mehr auf. Von dem Porträte konnte er sich nicht trennen; es hing noch immer an seiner Brust. Aber alle Weiber waren ihm gleichgültig; er betrachtete sie nicht mehr, er stellte keine Vergleichungen

weiter an; die Idee: den Tod zu suchen, hatte jede andere verdrängt.

17.

So langte er denn endlich gegen Abend an dem Dorfe, seinem Geburtsorte, an. Den guten alten Pfarrer, den er, wie immer, kindlich liebte, wollte er überraschen. Er stieg also vor dem Dorfe aus, ließ den jubelnden Valentin langsam ins Schloß fahren und ging auf dem wohlbekannten Fußsteige hinter dem Dorfe hinweg auf dem Pfarrgarten zu, um durch dessen hintere, auf das Feld gerichtete Thüre, sich unbemerkt ins Haus zu schleichen.

Die Thüre war nur von innen angelehnt. Es war ein heiterer Sommerabend. Gustav wußte, daß der Pfarrer diese gewöhnlich in einem kleinen Gartenhäuschen am andern Ende des Gartens mit seiner Tabakspfeife und den Literaturzeitungen zuzubringen pflegte. Dorthin schlich er also längs der Hecke. Die grünen Fensterladen waren halb offen. Gustav hörte nichts. Indeß wollte er doch nachsehen und öffnete leise die Thür. Gott! was erblickte er! — Statt des Pfarrers, an einem Tischchen eine weibliche, sitzende Gestalt in weißem, reinlichen Hauskleide, den Kopf auf den rech-

ten Arm gestüzt, in nachdenkender, oder schlummernder Stellung. — Sie bewegt sich nicht. Er betrachtet sie. Es ist — das Original des Bildes, das er an seiner Brust trägt!

18.

Erstarrt bleibt er stehen. Er ist dem Sinken nahe. Da öffnet sich die Thüre hinter ihm. Der ehrwürdige Pfarrer tritt herein; er erkennt den Baron augenblicklich — ein Schrei der Freude, und der Baron liegt in seinen Armen. —

Die weibliche Gestalt erwacht. Erschrocken erhebt sie sich, und ohnmächtig sinkt sie auf den Stuhl zurück.

„Vater", ruft Gustav außer sich, „Vater! Um Gotteswillen, wer ist diese — diese —"?

Er hat nicht die Kraft, weiter zu sprechen. Er deutet auf die Ohnmächtige.

„Meine Jukunde", erwiederte der Greis ruhig.

Kaum ist die nun folgende Szene einer Darstellung fähig.

Der Pfarrer faßt die ohnmächtige Tochter auf, trägt sie an die Thüre und übergiebt sie der herbeigerufenen Magd, die sie ins Pfarrhaus bringt. Er kehrt dann schnell ins Gar-

tenhaus zurück, und findet Gustav an dem Stuhle knieend, den Jukunde verlassen hatte.

Ich beschwöre Sie, ruft er ihm zu, ich beschwöre Sie um Fassung; wollen Sie nicht das Leben meiner Tochter in Gefahr setzen.

Gustav springt auf. Seine Augen rollen furchbar. „Wo ist sie? — Wissen Sie auch —"

Ich weiß alles; und auch Sie sollen alles wissen. Aber jetzt, theurer Baron, Ruhe! Kommen Sie mit mir ins Schloß.

„Aber Jukunde?"

Sie sollen sie sehen, sobald sie sich erholt haben wird. Nur jetzt Ruhe!

19.

Valentin kam indeß aus dem Schloße herbei, seinen Herrn aufzusuchen. Beide zogen Gustav halb gewaltsam fort ins Schloß.

Jetzt, sprach der Pfarrer, jetzt gönnen Sie mir einige Augenblicke, nach meiner Tochter zu sehen, dann bin ich wieder bei Ihnen.

„Und verlassen mich nicht mehr?"

Nicht, bis Ihre Ruhe hergestellt ist.

Damit enfernte er sich. Nach einer Viertelstunde, die Gustaven in der peinlichsten Unruhe dahin schlich, kam der Pfarrer zurück.

„Wie steht es mit Jukunden?“ rief ihm Gustav schon beim Eintritte entgegen.

Besser; sie hat sich erholt.

„Und ich werde sie sehen?“ fuhr Gustav mit flammendem Blicke fort.

Sie selbst läßt Sie durch mich beschwören, ihr diesen Abend Ruhe zu gönnen. Morgen wird sie ihren alten Spielgenossen heiter und gefaßt empfangen.

„Aber nun, um Gotteswillen, bester Va- „ter! nun erklären Sie mir“ — —

Alles! Doch versprechen Sie mir Ruhe.“

„Heilig!“

Nun, Valentin, so setze uns den Theetisch zum Kamin; und Sie, gnädiger Herr, Sie kennen ja meine alten Gewohnheiten; Sie erlauben mir, mein Abendpfeifchen zu rauchen.

20.

Valentin brachte alles in Ordnung, und nun begann der ehrwürdige Greis:

Sie wissen, gnädiger Herr, welches unschuldigkindliche Band Sie einst mit meiner Jukunde verknüpfte. Ihrer Frau Mutter blieb diese mit den Jahren immer wachsende Neigung nicht unbemerkt. Sie erinnern sich ihrer Grundsätze. Selbst einem uralten Hause entsprossen, legte

sie auf die Vorzüge der Geburt einen Werth, der dem Zeitgeiste nicht angemessen war. Sie fühlte das wohl, die edle Frau, und doch — so ist nun der Organismus des menschlichen Gemüths — doch konnte sie von dieser Schwachheit sich nicht heilen. Es war ihre einzige, durch große und zahlreiche Tugenden überschwenglich vergütet. Nun, sanft ruhe ihre Asche! — —

„O meine Mutte! meine gute Mutter!" rief Gustav aus, und Thränen fielen auf des Greises von ihm gefaßte Hand.

Kaum, fuhr dieser fort, kaum hatten Sie die Schule bezogen, so beschwor mich Ihre Frau Mutter ingeheim: jene Neigung für meine Tochter nicht zu begünstigen; sie entdeckte mir zugleich ihren Plan. Ihre Hand war für eine ihrer Kousinen, die einzige Tochter der reichen Gräfin von L— bestimmt.

Willig sagte ich meiner Kirchenpatronin ihr Verlangen zu; und als Sie von der Schule zurückkamen, ward Jukunde Ihnen unter dem Vorwande der Krankheit verborgen. Doch sie — gestand mir das böse Mädchen nachher selbst — hatte Sie im Vorbeigehen zu dem alten Valentin hinter dem Fenstervorhange bemerkt, und sich heimlich in den Garten geschlichen — um ihren Liebling zu sehen. Denn

leider! bemerkten wir Alle im Hause bald, daß Sie das waren und bleiben würden.

Sie giengen auf die Universität. Die Nachrichten von Ihrer — verzeihen Sie mir, gnädiger Herr! — wüsten Lebensweise, von dem Duelle, von Ihrer Verwundung, kamen an. Sie wurden absichtlich Jukunden hinterbracht; aber die Wirkung entsprach nicht unsrer Erwartung. Wir hofften Sie dadurch aus Jukundens Herzen zu reißen; statt dessen fiel sie in tiefe Schwermuth; sichtlich zehrte das zarte, allzuregbare Wesen ab und wir fürchteten für ihr Daseyn.

Valentin wurde Ihnen als Aufseher zugegeben. Am Abend vor seiner Abreise fiel die siechende Jukunde zu meinen Füßen. Sie bekannte mir ihre unbezwingliche Neigung für Sie. Sie gelobte, nie sich irgend einen Schritt zu erlauben, der diese Ihnen bekannt mache; sie schwur, ihre unglückliche und unheilbare Leidenschaft als Geheimniß mit ins Grab zu nehmen. Sie bat nur um dies Einzige: Valentin das Porträt, welches ich kürzlich von einem durchreisenden Maler, dem Sohn eines meiner Universitätsfreunda, für ihre Tante im Elsaß hatte malen lassen, mitgeben zu dürfen. Er sollte es verlieren, damit Sie es fänden, ohne zu wissen: woher es käme? und wen es

vorstelle. Denn, daß Sie nach sechs Jahren Ihre Gespielinn darin nicht wieder erkennen würden, setzte sie voraus. Kurz, das liebende, romantische Mädchen wollte auf ewig Ihrem Besitze entsagen, aber doch ihr Bild in den Händen des Geliebten wissen.

Meine gute Jukunde setzte darein ihre einzige Glückseligkeit. Sie war krank; ich bin Vater, und wie Sie wissen, ein zärtlicher Vater. Ich glaubte, das arme Geschöpf durch die Weigerung einer so schuldlosen Bitte unnöthig zu kränken; ich bewilligte sie, und von diesem Augenblicke an schien ihr Frohsinn zuzückzukehren. Ich selbst händigte dem alten Valentin das Porträt ein, und unterrichtete ihn in seiner Rolle. —

„Wie?" rief Gustav dem so eben eintretendem Valentin zu, auch du hast mich getäuscht?"

„Ja wohl, versetzte Valentin ruhig — da mein Beichtvater es verlangte. Und was konnte von diesem anderes, als Gutes kommen?"

Mit Erstaunen — fuhr der ehrliche Pfarrer fort — sah ich im Porträt, daß Juknndens Bild in schwarzen Flor gehüllt war. Sie hatte dies heimlich nachmalen lassen. Auch dieser kleinen Grille gab ich gerne nach.

Valentin reiste ab. Er berichtete mir in der Folge den Eindruck, den das Porträt auf Sie, gnädiger Herr, gemacht, und den er, trotz Ihres Schweigens, leicht errathen hatte. Dies war mir alten, mit den Exaltationen dieser allmächtigen Leidenschaft unbekanntem Manne höchst unerwartet, und setzte mich in nicht geringe Verlegenheit.

Sorgfältig verbarg ich's vor Jukunden, die indeß zwar wieder aufblühte und fortwuchs an Sanftmuth, Frömmigkeit, Stille und Häuslichkeit; aber immer in sich gekehrt blieb, verschlossen, alle Lebensfreuden meidend, und einsam welkend, gleich dem verborgenem Veilchen am Bache.

Ihre Frau Mutter starb, und zwar gänzlich beruhigt über alle Besorgnisse wegen Jukunden, der sie in der Folge nie mehr erwähnte.

Sie fielen in eine schwere Krankheit. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Jukunde dieß vom Schloßverwalter erfuhr, und auch sie erkrankte von neuem.

Die Aerzte besorgten ein schleichendes Fieber. Man rieth zur Luftveränderung. Längst hatte ihre Tante im Elsaß sie bei sich zu haben gewünscht. Ich schlug es meiner Tochter vor, und das gute Kind war es, wie gewöhnlich

mit Allem, zufrieden. Der Bruder ihrer Mutter und ihre Tante kamen selbst, sie abzuholen.

21.

Ein sonderbares Ohngefähr wollte, daß Sie auf dieser Reise ihr begegneten. —

„Ists möglich", rief Gustav aus, „diese Fremde war wirklich Jukunde?"

Sie war es, fuhr der Pfarrer fort. Ihr Anblick, wie ich nachher erfuhr, erschütterte sie tief; die Wunde wurde vollends unheilbar; doch blieb das fromme Kind seinem Versprechen treu.

Sie setzten Ihren Ritterzug — verzeihen Sie mir altem Manne diese Benennung — fort; Valentin seine Rapporte. Zu Venedig rettete Sie der ehrliche Alte aus den Klauen eines Betrügers; und zu Neapel war er es, der, mit dem gutmüthigen Sonderling Belloni einverstanden, Ihre Ruhe herstellen und Sie allmählig Ihrem Vaterlande und der prosaischen Welt wieder näher bringen wollte.

„Wie? Valentin, du warst mit Signor Belloni einverstanden?"

Das war ich, gnädiger Herr; ich nahm Ihnen auf einige Stunden das Porträt, während des Schlafs; ein Maler kopirte es zur

Erscheinung, und den alten Zauberer richtete ich ab. Alles zu Ihrem Besten!

Sie verließen Italien; fuhr nun der Pfarrer fort. Valentin unterrichtete mich von Ihrer Rückreise, von Ihrem Entschlusse, im Kriege den Tod zu suchen. Nur die Zeit Ihrer Rückkunft wußte ich nicht genau.

— Wir eben so wenig, fiel Valentin ein.

Ich hätte außerdem meine Jukunde vorbereitet. Ihre Frau Mutter war todt; ich meines Wortes quitt. Ich hatte nun seit Jahren mich von der unbezwinglichen Leidenschaft meiner Jukunde für Sie, so wie von der Ihrigen für Jukunden überzeugt. Mein gutes, sanftes Kind ist Ihrer werth. Denn, ist sie gleich nur die Tochter eines armen Dorfpfarrers, so verdient sie doch wegen ihrer tugendsamen Eigenschaften eine Krone, die ihr denn auch dereinst im Himmelreiche werden muß. Dieses Paar, so dachte ich, hat die Vorsicht einmal seit ihren Kinderjahren für einander bestimmt. Es wäre Sünde, ihr ins Amt zu greifen, und die guten Wesen länger zu quälen. Sie werden sich sehen, dacht' ich, und dann wird die Vorsicht das Weitere entscheiden! Ihr willst du also Alles in from-

men Vertrauen überlassen. — Sie wissen nun, wie es gekommen ist, gnädiger Herr, und —

22.

„Und", brach der bis zur Pein gespannte Gustav endlich los; knieend umfassend die Knie des Greises — „und Jukunde ist die Meinige?"

Was machen Sie, gnädiger Herr?

„Vater, ich weiche nicht, bis Sie antworten."

Nun ja doch! ja doch!

„Und Jukunde liebt mich?"

Sie fragen noch?

„O führen sie mich zu ihr!"

Jetzt?

„Jetzt, diesen Augenblick; jeder Moment ist verloren, bis ich es aus ihrem Munde höre."

Fürchten Sie denn nicht? —

„Ich fürchte nichts. Nein! nein! Liebe kann nur beseelen, nicht tödten!"

23.

Und so zog er denn, mit Hülfe des heimlich ihm zulächelnden Valentin, den guten Alten

fort ins Pfarrhaus. Mit Mühe erhielt der Pfarrer, daß er ihn mindestens ankünden durfte.

Gustav lauschte an der Thüre. Er hörte seinen Namen; er hielt sich nicht länger. Er stürzte herein; er lag in ihren Armen — ihre Sinne schwanden, und beider Liebenden Entzücken war unnennbar groß. Weinend, mit zum Himmel gehobenen betenden Armen, standen die beiden Greise. Nach acht Tagen segnete der Vater und Priester das glücklichste Paar ein, das je am Altare stand!

II.

Das Dekret.

Das Dekret.

Vielleicht wahre Geschichte.

1.

In einer großen fürstlichen Residenz lebte vor mehreren Jahren ein Schneidermeister. Ein schlichter, biedrer Mann, der seines Handwerks emsig wartete und Vormittags pünktlich in die Kirche, so wie Abends in die —schen Gärten gieng, um dabei einem Krug Bier und einer Pfeife Taback sich im traulichen Gespräche, mit andern ehrlichen Bürgern, seinen Bekannten, zu lezen. Eine einzige Tochter, Klara, besorgte seine Haushaltung; ein holdes, schlankes Mädchen von 18 Jahren, mit großen blauen Augen, züchtigem Blicke; still, sanft, sittsam, häuslich, fromm, nur für ihren schon betagten Vater und ihr innres Hauswesen, lebend und webend; mit der Welt, ihren Freuden und Gefahren, so wie mit der Liebe, gänzlich unbekannt.

2.

Klärchen war des Vaters Augapfel seit ihrer Geburt, die der Mutter das Leben kostete. Er hatte sie zur Frömmigkeit, zur Stille und Häuslichkeit gebildet; sie besaß sein unbegränztes Vertrauen. Er hütete sie nicht; allein gieng sie zur Kirche, wie auf den Markt. Er hatte diese Rose unter seinen Augen aufblühen und sich entfalten sehen, in heiliger Unschuld und Einfalt. Die begehrlichen Blicke, die Scherze der Kundleute, die bei ihm ein- und ausgiengen, und die ein so interessantes Mädchen nothwendig anziehen mußte, scheuchten sie von selbst sogleich aus der Werkstätte in die Küche, und die erhabene Reinheit ihres ganzen Wesens drang auch Wüstlingen Ehrfurcht ab. — So leicht ist es dem Weibe sich Achtung zu verschaffen, wenn es seine Würde behauptet! —

3.

Dem Häuschen des Schneiders gegenüber war das fürstliche Rentamt. Heinrich R. — der Sohn eines verunglückten Kaufmanns, ein Jüngling von etwa 20 Jahren, arbeitete dort in der Kanzleistube zu ebener Erde für gerin-

gen Lohn, von dem er noch seine alte kranke Mutter unterstützte. Sein Pult war am Fenster; so emsig er war, so glitten doch bisweilen seine Blicke zum Fenster hinaus, auf das schöne Klärchen, die in den Sommerabenden, wenn die Hausarbeit gethan und der Vater in den — Gärten war, sich gewöhnlich mit ihrem Strickzeug an das Fenster setzte.

4.

Allmählig und sich selbst unbewußt, drehte er sich immer öfter und öfter gegen das Fenster; die Arbeit blieb liegen und er mußte in den Nachtstunden das Versäumte nachholen, um seinen Taglohn nicht zu kürzen. Denn so lange Klärchen am Fenster saß, verwandte Heinrich keinen Blick von ihr.

5.

Mehrere Monate hatte das gedauert, als einst Klärchens Vater, früher als gewöhnlich, nach Hause kam, weil er seinen treuen Gefährten, die Tobackspfeife, vergessen hatte. Er sah Klärchen am Fenster sitzen, pochte also und bat, ihm die Pfeife herauszulangen. Zum erstenmal öffnete also Klärchen das Fenster; me-

chanisch flog auch Heinrichs Fenster auf — denn vorher hatte er dies nie gewagt. — Sein Blick traf auf Klärchens Blick, eine sanfte Gluth überzog ihre Wangen; schnell schlug sie das Fenster zu und entfernte sich. Doch dieser Blick hatte den Bund geknüpft; denn lange vorher war Klärchen die Emsigkeit des Jünglings nicht entgangen; und durch die Geschwäzigkeit einer Nachbarin hatte sie Heinrichs Armuth, seinen Edelsinn und seine kindliche Liebe erfahren. Wohl hundertmal öffnete Heinrich sein Fenster leise, wenn Klärchen vorbeigieng und wagte es nicht, zu grüßen. Doch einst, an einem Feiertage, da ein Blumenstraus auf seinem Pulte lag, den er so eben einem armen Mädchen auf der Straße aus Mitleid abgekauft hatte, faßte der schüchterne Jüngling Muth, ließ Pult und Arbeit stehen, flog zur Kanzley hinaus, eilte dem mit dem Gebetbuch zur Kirche wandelnden Klärchen nach und wagte es, ihr seine Blumen anzubieten.

6.

Mit glühenden Wangen und gesenktem Blicke dankte sie ihm kurz, und steckte die Blumen an ihre Brust. — Heinrich blieb sprachlos; doch die Bahn war geöffnet. — Am nächsten

Sonntage bot er ihr neue Blumen und faßte sich das Herz, sie um Erlaubniß zum Besuch zu bitten. Klärchen antwortete nichts, als: daß sie darüber mit ihrem Vater sprechen wolle. Doch sie steckte die Blumen von neuem an ihren Busen! — Heinrich sah sie dort nach einigen Tagen noch welk und war glücklich.

7.

Klärchen hielt Wort. Der Vater, der Heinrich längst als einen stillen, ehrbaren, fleißigen Jüngling kannte, bewilligte seinen Besuch; nur verlangte er Klärchens Wort, ihn nie anders als in seinem Beiseyn zu sprechen. Das war auch Klärchens Wunsch. Der Vater selbst eröffnete Heinrich, daß er ihn in den Abendstunden gerne bei sich sehen werde. Der glückliche Heinrich! — Er war nun gewiß seine Geliebte täglich zu sehen; ergriff, dem Vater zu Liebe, ebenfalls die Tabackspfeife und begleitete diesen in seine Tabagie. Den Liebenden schwanden die seligsten Tage.

8.

So keimte und wuchs ihre schuldlose Liebe, unter den Augen des Vaters. Ein reines We-

sen liebt nur Einmal, aber stark. Klärchen gestand dem Vater, daß sie nur mit und durch Heinrich glücklich zu werden hoffen könne. Der Vater hätte freilich ihr einen ehrlichen Schneider zum Gatten gewünscht, dem er sein Häuschen und seine Nahrung einst übergeben könnte; doch Klärchens Glück war ihm zu theuer, der rechtschaffene Heinrich ihm durch Gewohnheit und Umgang zu lieb geworden. Er gab seine Einwilligung, sobald Heinrich eine Stelle erhalten würde, die ihn in den Stand setze ein Weib zu ernähren.

9.

Heinrich bestürmte nun seine Vorgesetzte. Jeden Monat gab er Bittschriften ein; aber seine Armuth, seine Jugend, sein gänzlicher Mangel an Konnexionen und Gönnern schloßen ihm alle Aussicht.

10.

Drei Jahre waren so vorüber gegangen. Klärchens Vater kränkelte; Klärchen fand viele Freier ihres Standes, die abgewiesen wurden. Der Vater wurde zuletzt ungeduldig, gab Heinrich noch drei Monate Frist, eine Stelle zu er-

halten, und im entgegengesetzten Falle einem Meisterssohne aus der Stadt sein Wort.

Klärchen härmte sich; Heinrich war in Verzweiflung. Er bestürmte nun die Minister, ja den Fürsten selbst und erhielt — Versprechungen!

Zwei Monate waren bereits abgelaufen. Zwar schwuren sich die Unglücklichen ewige Liebe; aber doch erklärte das Mädchen ihrem Geliebten unter tausend Thränen, daß sie am Ende ihrem Vater gehorchen, daß sie seinen Kummer über ihren Ungehorsam nicht überleben würde.

Der Fürst, längst von seiner unfruchtbaren Gemahlin getrennt, war ein Wüstling, schwach und gut — wie Wüstlinge öfters sind. Boßi, der Kammerdiener des Fürsten, ein Italiener, sein Spürhund, hatte vor kurzem das reizende, blonde Klärchen gewittert. Er kam leicht auf die Spur der Liebesgeschichte und sein Plan war sogleich angelegt. Er machte sich auf dem Rentamte zu thun; ward mit Heinrich bekannt und entlockte dem arglosen Jünglinge das Vertrauen seiner Bewerbung. Er versprach ihm seinen Beistand und Heinrich betrachtete und ehrte ihn von nun an als seinen Retter.

Allmählig machte ihn Boßi mit der Neigung des Fürsten bekannt und endlich, nach tausend Krümmungen, entdeckte er ihm, daß

der Fürst Klärchen in der Kirche erblickt, daß er zu ihr Neigung gefaßt habe — und endlich — daß der sichere Weg zu seiner Anstellung sey, wenn Klärchen vermocht werden könnte, — den Fürsten zu begünstigen.

11.

Man denke sich Heinrichs Wuth und Schmerz. Er verwarf den Vorschlag mit Abscheu und sah Boßi in mehreren Tagen nicht. Doch der letzte Monat nahte sich seinem Ende. Schon wagte es Klärchens bestimmter Bräutigam, ein roher, so eben aus der Wanderung zurückgekommener Handwerksbursche, Besuche abzustatten, von den Hochzeitsfeierlichkeiten zu sprechen; Klärchen zerfloß in Thränen und Heinrich rang mit der Verzweiflung.

Noch 2 Tage waren zum bestimmten Verlobungstage übrig. Da suchte Heinrich in der krampfhaften Zuckung der Todesangst Boßi selbst wieder auf. Dies hatte der Bube erwartet. Er bezeigte dem Jüngling sein Mitleid über die Veränderung seiner Gestalt. Heinrich versprach alles anzuwenden, um Klärchen zu dem furchtbaren Schritte zu bestimmen und Boßi dagegen versprach, das Dekret zu einer so eben eröffneten einträglichen Landamtmanns-Stelle.

12.

Bübisch genug ließ er im Hintergrunde die Hoffnung blicken, daß der Fürst, von Klärchens Unschuld und Erzählung gerührt, es nicht aufs äusserste treiben werde. Denn der Fürst war von ihm vorbereitet auf diese Erzählung, als auf eine Komödienscene, zur Erhöhung des Preises.

Dieser Strahl von Hoffnung bestimmte Heinrich, der Geliebten alles zu entdecken. Eine Ohnmacht war die Folge der ersten Sensation. Mit Entsetzen und Abscheu gebot sie ihm, sich zu entfernen, als sie erwachte. Sie durchkämpfte eine Nacht, mit allen Schrecknissen der Hölle ausgestattet. Mit Tagesanbruch ließ sie den Geliebten rufen; es war der letzte vor dem vom Vater unwiderruflich angesetzten Verlobungstage.

13.

Mit den Spuren einer in namenlosen Quaalen durchwachten Nacht erschien Heinrich, beschämt und demüthig. Klärchen lag, mit dem Gebetbuche in der Hand, auf ihren Knieen vor einem Kruzifixe.

„Liebst du mich" — rief sie ihm beim Eintritte mit vorgehaltenem Kreuze zu — „so beweise mirs jetzt.

Klara!

„Schwöre mir auf dieses Kreuz, mit mir zu sterben!"

Heinrich legte die Hand auf das Kruzifix und sprach mit fester Stimme:

Ich schwöre!

Sie sprang nun auf und entdeckte ihm ihren Plan, diesen Abend, wenn der Vater in den — Gärten seyn würde, sich mit einem rosenfarbenen Bande zu umschlingen und so, unzertrennlich verknüpft, in den an der Residenz nahe vorbeiströmenden Fluß zu stürzen.

Und dein Vater?

Bei diesen Worten fiel Klärchen sinnlos zur Erde. Allmächtig ergriff sie die Idee, daß ihr guter, ihr geliebter Vater diese Katastrophe nicht überleben werde. Als es Heinrich gelang, sie wieder zum Leben zu bringen, als Klara stumm und verzweifelnd die Hände rang, theilte ihr Heinrich die Hoffnung mit, daß die Erzählung ihrer Leiden, daß ihre Thränen den Fürsten rühren würden, den Fürsten, der — die Schwachheit für das schöne Geschlecht ausgenommen — so mild, so großmüthig war!

14.

Mit Entzücken faßte Klärchen diese Idee auf und nach manchen neuen Kämpfen und Entwürfen hielt sie, im Kraftgefühle ihrer Liebe und ihrer Tugend, sich an diese Idee fest.

Es ward beschlossen, daß sie, nach Boßi's Veranstaltung, früh um 10 Uhr sich an der kleinen Treppe, die am Hintertheil der Residenz gegen den Lustgarten zu, in das Kabinet führte, einfinden sollte; Heinrich wollte am Fuße der Treppe sie und das Dekret erwarten. Dann wollten sie in des Vaters Arme stürzen und ihre Verbindung feiern. Von Heinrich am Eingang der Residenz erwartet, wankte Klärchen an den bezeichneten Ort. Sie fanden hier den schon benachrichtigten Boßi. Die Augen des tückischen Buben funkelten beim Anblick des reizenden Schlachtopfers, das er seinem Gebieter überlieferte. Klärchen zerfloß in Thränen, drückte einen flammenden Kuß auf Heinrichs Lippe und stieg, halb von Boßi getragen, die Treppe hinan.

16.

Da stand nun Heinrich am Fuße der Schwelle, mit allen Quaalen der Hölle im Busen! — Jede Minute dehnte sich ihm zum Jahrhundert. Klär-

chen sank zu den Füßen des Fürsten; sie begann ihre rührende Erzählung, — Thränen und Schluchzen hemmten sie. Der Fürst darauf vorbereitet, von dem Reizen dieses reinen, himmlischen Wesens erschüttert, tröstete sie umarmend, und als das, von den Leiden der vorigen Nacht entkräftete Mädchen, halb ohnmächtig und wehrlos hinsank, benutzte er ihre Schwäche, — drückte ihr eine Rolle Gold in die Hand und übergab sie halb leblos dem Vertrauten.

16.

Dieser brachte sie durch gewaltsam stärkende Mittel zu sich, doch ihre Schwäche wandelte sich plötzlich in die Kraft des Wahnsinns.

So flog sie, mit zerstreueten Haaren, und irrem Blicke die Treppe hinab. — Heinrich erblickt sie, über ihren weissagenden Anblick entsetzt, fragt er in wilden Unmuthe: „Wo ist das Dekret?“

In diesem Augenblicke gewahrt er die Goldrolle, die Klärchen krampfhaft noch in ihrer Hand hielt. Er stürzt hinweg — durch den Lustgarten in den nahen Strom! —

Es sey dem Erzähler erlaubt, hier den Vorhang fallen zu lassen.

III.

Das arme Dorchen.

Das arme Dorchen.

Wahre Anektode.

1.

Vor einigen Jahren reißte ich über Augsburg nach Italien, und traf gegen Mittag zu —. einer Poststation im Fürstenthum — ein. Als ich am Posthause abstieg, sah ich auf der Bank vor dem Posthause ein Mädchen sitzen, das durch ihre Reize, so wie durch die Singularität ihres Aeussern meinen Blick heftete. Das Mädchen war reinlich, aber bürgerlich, gekleidet, nach der Landessitte. Nur war ihr Kopf unbedeckt. Ihre schönen braunen Haaren flogen los um den Nacken und in ihnen hieng ein Kranz von Kornblumen (Cyanen); die Hände hielt sie im Schooße gefaltet und sah starr vor sich hin.

2.

Ich blieb an der Thüre stehen. Aus dem Posthause erschien niemand. Ich nahte mich

endlich dem wunderbaren Wesen und fragte so freundlich als möglich, mit gezogenem Huthe: „Liebe! ist hier niemand zu Hause?“

Diese Worte und mein Ton schienen sie, gleich als aus einen Schlummer aufzuschrecken: Sie schlug die schönen schwarzen Augen auf, in den halb verlöschtes Feuer flammte; zarte Rosengluth überzog die vorhin bleichen, eingefallenen Wangen eines lieblichen Ovals; ihre geschlossenen Lippen öffneten sich zu einem gutmüthigen Lächeln.

Der Postmeister — antwortete sie mit keiser, aber zitternder Stimme — ist im Felde; und die Frau ist im Hinterhause. —

„Möchtest du wohl, liebes Kind —?“

Recht gerne! — sie sprang auf.

„Du bist wohl vom Hause?“ fragte ich und ergriff ihre Hand.

Ich bin nirgendwo zu Hause; erwiederte sie und eine Thräne drängte sich aus den getrübten zur Erde gesenkten Auge. —

Sie entriß sich mir bei diesen Worten.

Ich werde sie holen; sagte sie nach einen tiefen Seufzer und verschwand im Hause.

3.

Ich trat sehr bewegt in die Gaststube. Die Postmeisterin erschien und bald darauf der Postmeister. Das Mädchen erschien nicht. — Ich gieng ans Fenster — die Bank war leer.

Ich knüpfte ein allgemeines Gespräch an, und wendete es ungezwungen auf das Mädchen, daß ich vor dem Posthause angetroffen hatte. Ich mußte es näher bezeichnen.

Ach! — rief nun die Postmeisterin — das war wohl das arme Dorchen.

„Das arme Dorchen?“

Ja! ein verwaißtes Mädchen, das bei uns so wie allenthalben aus und eingeht.

Mein Interesse wuchs; ich fragte weiter.

Dorchen — so erzählte die Postmeisterin — ist eine Waise. Ihr Vater war ein Fleischer im Städtchen und wohlhabend. Dorchen, damals 17 Jahre alt, hatte einen wandernden Mühlknecht kennen lernen, den Sohn eines reichen Bäckers aus der Reichsstadt — etwa 30 Stunden von hier. Man hieß ihn nur den reichen Stephan. Er war lustig, manierlich, ließ viel aufgehen, übrigens ehrlich und gutmüthig. — Er sah Dorchen, sie liebten sich,

verlobten sich und sein Vater willigte ein, wenn die Wanderschaftsjahre erstanden wären.

4.

Stephan wanderte weiter; er schrieb an Dorchen öfters die zärtlichste Briefe und gelobte ihr ewige Treue. Auch Dorchen hielt fest an ihm. Alle Freier wieß sie ab; sie war das stillste, sittsamste Mädchen im Orte.

Stephans Wanderjahre nahten sich ihrem Ende; da starb Dorchens Vater. Er hatte sich dem Trunke ergeben und hinterlies Schulden, eine kränkliche Wittwe und Dorchen. Das Haus wurde von den Gerichten verkauft, Dorchen pflegte der kranken Mutter und ernährte sie durch ihre Arbeit — sie konnte fein nähen und stricken — bis an ihren Tod.

5.

Dorchen war nun allein; sie arbeitete fleißig und harrte ihres geliebten Stephan. Seine Briefe wurden immer seltner, blieben endlich aus — und Dorchen erfuhr, daß Stephan zurück, daß er mit einer reichen Müllerstochter aus seiner Heimath verlobt sey und nur die langwierige Krankheit seines alten Vaters den Vollzug der Verbindung hemme.

Dorchen wurde anfangs tiefsinnig (schwermüthig) dann verlies sie ihr gemiethetes Stübchen, streifte Tage und Nächte auf den Feldern in den nahen Dörfern umher und ließ sich nicht sehen.

Nach einigen Monaten erschien sie wieder. Ruhig, aber in sich gekehrt. Sie gieng von Haus zu Haus und bat um Arbeit. Seitdem wandert sie dann im Städtchen umher, ist willig zu allen kleinen wirthschaftlichen Hülfsleistungen, nimmt nichts als eine kärgliche Nahrung und schläft ohne eignes Obdach, wo sie hin kommt. — Dabei ist sie immer freundlich, liebreich, aber still und ernst — außer wenn man das Wort Liebe nennt; dann schreckt sie auf, wird neckend und muthwillig und fällt nachher in den alten Tiefsinn zurück.

„Das arme Kind! und niemand nimmt sich um sie an?“

Sie bleibt nirgend. Innere Unruhe treibt sie umher.

„Und seit wann ist sie in diesem Zustande?“

Seit etwa 8 Monaten.

„Könnte ich denn Dorchen nicht noch zu sehen bekommen?“

Lieber Himmel! Ja, wer weis wo sie jetzt ist?

6.

Da sitzt sie wieder auf der Bank, — rief der Postmeister, der am Fenster stand — und die Gassenjungen um sie her!

Ich flog zur Thüre hinaus. Da saß das arme Dorchen mit wilden, irren Blicken, aber mit freundlichem Lächeln im Munde; beschäftigt, die Jungen abzuwehren, die bald an ihrem Gewande, bald am Kranze zupften, bald in wildem Geschrei um sie her taumelten.

Ich verscheuchte die Jungen durch einen drohenden Blick und eine Handvoll Münze, die ich unter sie warf, nahte mich dem armen geängsteten Geschöpfe, ergriff ihre beiden Hände.

7.

„Dorchen!"

Starr sah sie mir ins Aug.

„Dorchen! du bist wohl sehr unglücklich?"

Ihr Blick sank. Nicht wahr — sagte sie, mit unbeschreiblich rührender Stimme — nicht wahr, Sie sind gut? Gut, wiederholte sie leise.

„Ich bedaure dich, armes Dorchen: „O — setzte ich, von Wehmuth, Mitleid und Theilnahme hingerissen und ohne zu wissen, was

ich wollte, hinzu: „O komm mit mir! ich werde sorgen.“ —

Bei diesen Worten dehnten sich alle Muskeln ihres reizenden Gesichts zu gräßlichen Zuckungen; sie brach in ein schallendes Lachen aus, entriß sich meinen Händen und floh; — der Cyanenkranz entfiel ihren nachschwebenden Haaren.

8.

Ich hob ihn auf. Die Pferde waren angespannt; der Postilion bließ. Mit dem tiefsten Schmerzgefühl sah ich dem dahin fliegenden von den Gaßenjungen verfolgten Mädchen nach, warf mich in meinem Reisewagen und fuhr davon. — Mit welchen Empfindungen fühle der Fühlende.

9.

Nach etwa fünf Monaten traf mich auf meiner Rückreise aus Italien mein Weg wieder auf diese Stazion. Zeit und Zerstreuung hatten Dorchens Andenken nicht getilgt.

Beim Anblick der Bank, erwachte es mit Kraft. Meine erste Frage beim Eintritte ins Posthaus war, nach Dorchen.

Ihr ist wohl, sagte die Postmeisterin. Das arme Dorchen ist todt.

„Todt!“ rief ich mit Entsetzen.

Ohngefähr ein Monat nach Ihrer Durchreise, fuhr die Postmeisterin fort, erfuhr Dorchen von einen durchreisenden Handwerkspurschen aus Stephans Heimath, daß sein Vater todt und daß Stephans Hochzeit auf den ersten Dienstag des nächsten Monats festgesetzt sey. — Sie verschwand. — Seitdem haben wir erfahren, daß Dorchen nach der Reichsstadt — gewandert sey. Sie verbarg sich dort bis zum Tag der Hochzeit; drängte sich dann mit zerstreuten Haaren, so wie Sie das Mädchen hier gesehen haben, in die Kirche, und stürzte zwischen dem am Altare knieenden Brautpaare lebloß nieder. — Man nahm sie auf, brachte sie ins Irrenhaus und dort starb sie nach einigen Tagen. —

10.

Das arme Dorchen! — Das war alles was ich aus meiner Brust pressen konnte; verließ die erstaunte Postmeisterin; eilte hinaus, vermied sorgfältig die Bank, auf der ich Dorchen das erstemahl sah, warf mich in meinen Wagen und erleichterte mein Herz durch einen Strom von Thränen.

IV.

Das Inkognito.

Erste Abtheilung:

Die schwarzen Augen.

Das Inkognito.

1.

Es war eilf Uhr Nachts; die Abendtafel geendigt. Der Hofmarschall, die Kammerherren, Kammerjunker und der übrige Troß der Hofleute hatten sich bei dem Herzog von *** unterthänigst beurlaubt; der Herzog sich, wie gewöhnlich, in sein Kabinet zurückgezogen, oder, nach dem Hofausdrucke, retirirt. Ihm folgte Niemand, als der vor einigen Wochen von Reisen zurückgekehrte Erbprinz.

2.

Der Herzog warf sich in seinen Lehnstuhl und saß einige Zeit schweigend, den Kopf auf den linken Arm gestützt, dem Anscheine nach in tiefes Nachdenken versunken. Der Erbprinz stand am Arbeitstische des Herzogs, ergriff ein da liegendes Buch — Engels Fürstenspiegel — und beobachtete ihn.

Warum — rief endlich der Herzog aus, schlug die Hände zusammen und bedeckte sein Gesicht — warum muß ich als Vater so glücklich, und als Fürst so unglücklich seyn!

„Unglücklich, mein theurer Vater? Sie unglücklich?“ So sprach der Erbprinz, stürzte zu des Herzogs Füßen und umfaßte seine Kniee.

Mein Theodor! Mein theurer Theodor! Einziger Trost meines Alters! — Er umfaßte seinen Sohn, und heiße Thränen rollten auf dessen Gesicht.

„Thränen, mein Vater? Und Sie verbergen mir Ihren Kummer? mir?“

Stehe auf, mein Sohn, und höre mich an. Setze dich mir gegenüber.

Der Erbprinz setzte sich.

3.

Du weißt, dein Großvater war Soldat, und einzig Soldat. Reinhold, mein braver Hofmeister, hatte mich meine Regentenpflichten kennen gelehrt. Ich sehnte, zu deren Ausübung mich zu bilden. Doch mein Vater beschloß es anders. In alle Feldzüge mußte ich ihm folgen. Das Land blieb dem Minister und seinen Räthen überlassen. — Spät, du weißt es, gelangte ich zur Regierung. Ver-

waist traf ich das Land, in jeder Beziehung. Fest war mein Entschluß, von nun an einzig meinen Regentenpflichten zu leben. Da befiel mich Kränklichkeit, die Folge meiner frühern Lebensweise, meiner Wunden. Unfähig, Alles mit eigenen Augen zu sehen, setzte ich mein Heil in die Wahl meiner Räthe. Vater meiner Unterthanen wollte ich seyn, im vollen Sinne des Worts; des ist Gott mein Zeuge!

„Und ich," rief der Erbprinz, „und Alles, was meinen theuren Vater umgiebt."

— Klug genug glaubte ich gewählt zu haben. Glücklich glaubte ich alle meine Kinder. — Unseliger Traum! Furchtbares Erwachen! — Dort, mein Sohn, nimm und lies!

4.

Er zeigte auf ein Paket Papiere auf dem Schreibtische, und verbarg von neuem sein Gesicht. Schweigend setzte sich der Erbprinz und las.

Es war ein Schreiben des Hofraths Reinhold. Der redliche Greis hatte im benachbarten Fürstenthume von den Wohlthaten des dankbaren Zöglings sich ein Gütchen gekauft, auf dem er in philosophischer Ruhe sein Ende erwartete. Der Herzog, zu dem, trotz seines

Ministers und dessen Agenten, hie und da eine Klage durchgedrungen war, schrieb an ihn und bat ihn um eine treue Schilderung der Lage seines Landes. Treu und redlich hatte sie der gute Greis gegeben; zu fromm und dem Grabe zu nahe, um Fürstenknechte zu fürchten. Dieser Bericht war es, an den der Herzog den Erbprinzen verwies.

5.

Der erste Beleg war eine Ministerial-Verordnung, in welcher allen Dienern und Unterthanen des Herzogthums bei schwerer Strafe verboten wurde, sich ohne Erlaubniß des Ministers in die Residenz zu begeben, oder sich der Person des Herzogs zu nahen. Sie trug, gleich allen andern, die Ueberschrift: Im Namen Seiner herzoglichen Durchlaucht.

„Mein Gott!" rief der Prinz beim Anblick dieses Papiers, und die Schrift entfiel seiner Hand.

— Was ist dir, Theodor? fuhr der Herzog auf. Schweigend zeigte ihm sein Sohn die gedruckte Verordnung.

— Ist das wahr? Ist das möglich?

„Ja, mein Vater, es ist wahr, noch gestern „fand ich in Ihrem Vorzimmer zwei Deputirte

„einer Landstadt, der die Laune des Ministers „das einzige übrige Unterrichtsinstitut entreißen „wollte.“ —

— Sie sind bei mir gewesen, fiel der Herzog hastig ein.

„Ich weiß es, mein Vater! weil ich zufällig in Ihr Vorzimmer kam; weil sie an „mich sich wendeten, meinen Schutz gegen den „auch schon in Ihrem Vorzimmer auf sie lauernden Polizeidirektor reklamirten, und dieser „nicht wagte —“

— Ich errathe Alles. — Mir läßt man das befehlen? Mich entfernt man von meinen Unterthanen? Mich, der Jeden, Jeden von ihnen in seinem Herzen trägt? jedem ehrlichen Bürger und Bauersmann um den Hals fallen möchte? Und ich sollte nicht blutige Thränen weinen?

„Nicht weinen, mein guter Vater! aber „selbst hören, selbst sehen, selbst regieren.“

— Versteht das der alte Soldat? — Doch lies nur weiter.

6.

Flüchtig durchlief nun der Erbprinz das Gemälde der Erpressungen, der willkührlichen Verletzungen des Eigenthums und der bürgerlichen

Freiheit, welche die Satrapen aller Art sich im Namen Seiner herzoglichen Durchlaucht erlaubten, von dem redlichen Greis mit zitternder Hand, aber mit kräftigen Zügen entworfen. Er schauderte. Auch ihm entfloßen schmerzliche Thränen.

— Genug, sagte der Herzog, genug, mein Sohn; ich sehe, du theilst meine Empfindungen. Ich bin betrogen, verrathen, in des Herzens tiefster Tiefe verwundet. Aber wo ist Heilung? Ich kann den Minister und seine Gehilfen absetzen — wo sind andere, redliche? Mein hülfloser Zustand, meine Wunden, meine Unkenntniß hindern mich, die Zügel selbst zu ergreifen. Du bist kaum zwanzig Jahre alt, voll Feuer und Kraft, voll des besten Willens, aber ohne Erfahrung, ohne Landeskenntniß. Höre also meinen Plan, und versprich mir, ihn zu befolgen.

„Alles, mein Vater!"

— Seit sieben Jahren bist du auf Akademien und Reisen abwesend; erst seit wenigen Wochen zurück. Nur in der Residenz und am Hofe kennt man dich. Mein guter Reinhold ist ein schwächlicher Greis; er kann mir nicht helfen. Unter dem Vorwand einer Inkognito-Reise an einige Höfe, verlässest du die Stadt. Unbekannt durchreisest du das Land, hörst und

siehst mit eigenen Ohren und Augen die Leiden unsrer guten Unterthanen, suchst das bescheidene Verdienst im Winkel auf, wo die Fürsten und Minister es nie suchen, und doch einzig finden können. Du kommst zurück; wir reisen dann zusammen zu unserm ehrlichen Reinhold, und dann — das Weitere! Willst du?

„Gerne, gerne, mein guter Vater!“

— Aber Eins, lieber Theodor, müssen wir festsetzen. Wenn dir ein Paar blaue, oder schwarze Mädchenaugen auf dieser Wanderschaft begegnen — dann gute Nacht unser schöner Regierungsplan!

„Wie können Sie glauben?“

— St! Mein guter Theodor! — er faßte ihn in seine Arme — Wir kennen uns; denn du allein ließest mich, dem Himmel sey Dank! auch in der Ferne stets rein in dein Inneres blicken. Wir sind Menschen, und haben alle unsere Schwächen. Die Mädchen sind die deinige; dir von deinem Großvater angeboren. Sein warnendes Beispiel steht vor dir. Du bist jung, liebenswürdig, empfänglich. Unedel kann mein Theodor nie handeln; aber —! Dem Erbprinzen naht man sich mit Scheu, den Privatmann liebt man. Dein Inkognito wird dich in Verhältnisse, in Lagen bringen,

die der Fürst nicht ahnet. Ein einziger schwacher Augenblick, und — —

„Ruhig, mein Vater! Ich betheure Ihnen —“

Was betheuert man nicht alles in deinem Alter? Doch ich zähle auf dein Herz, auf deinen geraden Sinn, auf deine Liebe zu mir und zu den Unterthanen, die du einst regieren sollst. Ihr Glück und das meinige ruht jetzt in deiner Hand. Und nun laß uns unsern Plan näher überlegen.

7.

Sie beschloßen nun: der Prinz sollte, einzig von seinem vertrauten Kammerdiener begleitet, über die Gränze reisen, diesen dort verlassen, als Kommandirter oder Beurlaubter von seinem Regimente ins Land zurückkehren, und dann sehen und hören. „Denn,“ sagte der Herzog, „so wie der Soldat, unabhängiger von der Civilregierung offener und freimüthiger zu sprechen wagt, so öffnen sich ihm die Herzen der Bürger und Bauern — und deren Stimme ist es, die ich endlich rein hören will.“

8.

So geschah es denn. Die Landeszeitungen, gewöhnlich die Höflingsposaune ansetzend, wenn

ein Fürst sich auch nur aus einem vergoldeten Appartemente in ein unvergoldetes begiebt, erhielten Befehl, zu schweigen. Dem Minister wurde insgeheim vertraut, daß Seine Durchlaucht der Erbprinz im tiefsten Inkognito verreisen würden, um sich an einigen Höfen eine Gemahlin auszusuchen.

Der Erbprinz, mit einem von ihm selbst, als Oberster des Regiments, ausgestelltem Abschied und Urlaubspaße ausgestattet, reisete ab. Aber jenseits der Gränze verlies er den Kammerdiener, und gieng zu Fuß in gemeiner Montirung zurück.

9.

Ungefähr eine halbe Stunde diesseits der Gränze traf er einen jungen rüstigen Bauernpurschen, der, auf einem Ruhestein an der Straße sitzend, sein Gesicht heulend mit den Händen verbarg.

Theodor, gewohnt von vier und zwanzig Füßen gezogen zu werden, fühlte zum erstenmal die Müdigkeit seiner eigenen Füße. Er setzte sich zu dem Wanderer, der auf ihn gar nicht zu achten schien.

„Was fehlt dir, Landsmann?“ hob endlich Theodor an.

— Ach, Herr Soldat, Er kann mir doch nicht helfen.

„Wer weiß? Auch ein guter Rath ist oft Hülfe.“

— Nun, weil Er es denn durchaus wissen will: da drüben im Dorfe wohnt meine Grethe. Das Dorf gehörte vorhin unserm Herzog. Da haben Sie denn dieses Frühjahr neue Marksteine gesetzt, und da gehört nun das Dorf dem Fürsten von ***, und da soll ich nun meine Grethe, mit der ich zwei Jahre verlobt bin, nicht heirathen, weil mein Vater dem Herzog angehört und Grethe dem Fürsten; und da bin ich denn bei ihr gewesen, und habe Abschied von ihr genommen, und — und —

Schluchzen unterbrach seine Rede.

„Will denn das der Herzog?“ fragte der Erbprinz.

— Ach, was kümmert sich der Herzog um unser eins? fuhr der Bauer schluchzend fort.

„Wie heißt du denn?“

— Hans Rößer.

„Sei ruhig, Hans,“ sagte der Prinz aufstehend; „du sollst deine Grethe haben.“

Hans sah unsern Soldaten mit großen Augen an, und wollte gerade beginnen, ihn wegen dieser Fopperei zur Rede zu stellen; doch dieser besann sich, daß er aus seiner noch

ungeübten Rolle gefallen war, und eilte davon *).

10.

Zuerst traf er auf eine kleine einsame Hütte. Er wollte den nächsten Weg erfragen. Die Thüre war offen. Da trat er denn in ein Kämmerchen, dessen Hausrath von tiefster Dürftigkeit zeugte. Im Winkel lag ein leichenähnliches Weib, in einer halbzerfallenen Bettstatt auf Stroh und zitterte.

Entsetzen überfiel unseren Wanderer. — „So „allein und hülflos? Was fehlt euch, gute „Frau?“

Ach! Herr, ich habe das Fieber, und mein Mann ist im Walde, Holz zu spalten.

„Ihr habt das Fieber, und kein Bett?“

— Diesen Morgen holte es der Amtsdiener, weil wir das neue Schutzgeld dem Herzog nicht bezahlen konnten.

„Mein Gott!“ rief Theodor aus, warf ihr einen Thaler hin, und eilte, von seinem Gefühle überwältigt, davon.

---

*) O daß diese und andere Anekdoten nicht wahr wären!

11.

Gegen Abend erreichte er das nächste Dorf. Er trat an ein offenes Haus, um nach dem Wirthshause zu fragen; da kam ihm unter der Thüre ein Bauernweib mit gerungenen Händen entgegen.

„Was ist Euch denn, Mutter?“ fragte der Soldat.

— Ach du lieber Gott! Der Exequent vom Steueramt ist darinnen, und wir haben doch nichts mehr, als wie wir gehen und stehen — wovon sollen wir denn bezahlen?

Der Soldat trat in die Stube; da stand der Exequent mit dem Seitengewehr, und ihm gegenüber der Bauer auf der Bank, von drei Kindern in Lumpen umgeben.

„Kurz und gut, donnerte der Exequent, wenn ihr nicht bezahlt, so pfände ich aus.“

Das kann der Herr, sagte der Bauer gelassen, wenn Er ausser dieser Bank, diesem Tische und diesen Kindern etwas findet; diesen Kindern — setzte der Bauer wehmüthig hinzu — die seit gestern Abend kein Brod gesehen haben.

Der Exequent blickte in der Stube umher. „Nun gut,“ sagte er, „ich melde das dem Herrn Steueramtmann; — aber meine Exekutionsgebühr muß ich doch haben, oder —“

„Daß es Gott erbarme, wo soll ich die hernehmen?“

Sei ruhig, Peter, unterbrach ihn das Weib, wir haben ja noch ein Paar Tauben auf dem Schlage, die mag der Herr nehmen.

„Freilich, Martha, die hatte ich aber für deinen Geburtstag aufgespart.“

Nur her damit! brüllte der Exequent und machte Anstalt, hinaufzusteigen.

„Halt!“ rief der Soldat: „Was macht seine Exekutionsgebühr?“

„Vier Groschen.“

Hier sind sie.

Der Exequent nahm sie und zog ab.

„Da ist ein Thaler,“ fuhr nun der Soldat zu den erstaunten Bauersleuten fort, „kauft „euren Kindern Brod; mehr habe ich nicht. „Ich bin Soldat, und lebe von meiner Löh„nung.“

Gott sey Dank! sagte Martha: Nun können wir den Herrn Soldaten doch bewirthen. Ich erschrak recht, als er zur Thür hereintrat.

„Seyd ruhig; ich bin nicht einquartirt, „sondern auf Urlaub; ich gehe ins Wirthshaus. „Aber sagt mir nur, gute Leute, wie seyd ihr „denn in diese Armuth gekommen?“

Ja, Herr, erwiederte der Bauer, ist das auch ein Wunder? Bei der letzten Soldatenfuhr

fielen meine Ochsen; die Kuh mußte ich der Einquartirung wegen verkaufen. Auf die Lieferungen und Steuern gieng mein Getreide auf — mir blieb nichts.

„Komm mit mir, Peter, und zeige mir das „Wirthshaus; einen Krug Bier kann ich schon „noch für dich bezahlen."

Ach, der gute, der liebe Herr Soldat! riefen Vater, Mutter und Kinder.

Peter nahm seine Mütze und geleitete den Erbprinzen, der seine Thränen zu verbergen suchte.

12.

Im Wirthshause war großer Lärm; die Gemeindsleute versammelt, um über einen neuen Ausschlag zu deliberiren. Beim Anblick des Soldaten sprangen sie bestürzt auf.

Ein Quartiermacher!

„Seyd ruhig," erwiederte Theodor. Ich „bin vom Regiment Erbprinz, und gehe nur „auf Urlaub."

Ehrerbietig zogen sie nun die Mützen ab.

Theodor ließ dem armen Peter eine Kanne Bier einschenken, warf seinen Tornister ab und setzte sich neben ihn.

Lange schwiegen die Bauern. Endlich wagte es der nächste — es war der herzogliche Ortsvorsteher — zu fragen: Der Herr Offizier kommt gewiß aus der Residenz?

„Allerdings. Mein Regiment liegt dort in Garnison.“

Was macht denn unser guter Herzog? fieng ein alter Bauer an, und seine grauen Locken zitterten, indem er sprach:

„Er leidet sehr an seinen Wunden.“

Wäre er doch bei uns geblieben und hätte nachgesehen, wie es im Lande zugeht!

Ja wohl! Ja wohl. Und wie uns die Richter und Amtleute das Fell über die Ohren ziehen! riefen die andern Bauern.

„Das kann unmöglich vom Herzog kommen,“ erwiederte Theodor, „den kenne ich.“

„Nicht vom Herzog kommen?“ fiel der Ortsvorsteher ein. „Da seh' Er, Herr Offizier, da ist ein Befehl wegen einer Steuer, den ich so eben der Gemeinde publiziren muß, und da steht oben: Im Namen Seiner herzoglichen Durchlaucht.“ — Die Bauern standen auf und nahmen die Mützen ab. —

Und wir haben der Frohnen und der Steuern schon so viele, daß wir ohnehin nur Pächter von unsern Gütern sind; und wir können die neuen Steuern nicht bezahlen, sollen wir

nicht Haus und Hof verlassen und aus dem Lande ziehen! so rief der Dorfschmidt, und schlug mit dem nervigen Arm auf den Tisch, daß die Bierkrüge zitterten.

„Probirts, wenn ihr einen Paß habt!" fiel der Ortsvorsteher ein. „Das ist es eben." schrieen die Andern: hier sollen wir verhungern!

„Zeige er mir doch den Befehl, Herr Schultheiß," sagte Theodor ruhig, aber im Innern tief bewegt.

„Da ist er; der Offizier muß wissen, daß ich so gut lesen kann, als unser Schulmeister."

Theodor las. Oben war des Herzogs Titel, unten die Unterschrift des Ministers.

„Aber warum klagt ihr dem Herzog eure Noth nicht?"

Ja, rief Einer, wenn es uns juckte, ins Zuchthaus, oder gar als Rebellen auf die Festung zu kommen.

Und überdies, rief ein Anderer, sind wir Deutsche, Herr Offizier, und keine Franzmänner!

„Recht so, Kinder! Aber ihr habt den Herzog doch so lieb, wie es scheint."

Das haben wir! schrieen die Bauern, hoben die Bierkrüge auf und schwenkten ihre Mützen: „Er soll leben, der gute alte Herr!"

Theodor'n traten die Thränen in die Augen.

„Aber die Herren um ihn, die taugen nichts; uns sollte er einmal hören!“ so schrie der Haufe.

„Laßt's gut seyn, Kinder,“ erwiederte Theodor, „es kann Alles noch anders werden.“

Sie schüttelten die Köpfe und begannen nun leise unter sich zu flüstern über den Offizier und seine Versicherung.

13.

„Kann ich etwas zu essen bekommen?“ fragte Theodor ein Mütterchen, das an der Ofenbank saß, und das er für die Wirthin hielt.

— Ja, lieber Herr, da muß er meine Lene fragen.

Indem erblickte Theodor ein schlankes, braunes, schwarzäugiges Mädchen in bäuerischer aber reinlicher Kleidung, mit einer blendendweissen Küchenschürze angethan, so eben beschäftigt, einen Topf aus der Ofenröhre zu langen. Sogleich sprang sie mit dem rauchenden Topfe in der Hand zu Theodor, verneigte sich und sagte: „Was verlangt der Herr Offizier?“

„Zu essen, liebes Kind.“

Gleich, gleich! —

„Ja, was hast du denn?“

— Was das Haus vermag, einen Pfannkuchen will ich dem Herrn backen, und geräuchertes Fleisch ist auch da, und Salat.

„Gut! Aber du mußt es mir selbst bringen.“

— Das versteht sich. —

Mit einem Sprunge war sie in der Küche. Die Bauern fuhren fort unter sich zu flüstern, denn der zuversichtliche Ton des Soldaten hatte sie eingeschüchtert; der arme Peter trank mit vollen Zügen, und Theodor dachte an das schwarzäugige Mädchen.

Das schwarzäugige Mädchen trat herein, einen Napf in der Hand; deckte ein grobes, reinliches Tuch vor dem Prinzen auf, setzte den Napf und einen irdenen Teller mit der Aufschrift: Liebst du mich, so lieb' ich dich, auf den Tisch, und machte einen Knix. — Da, lieber Herr, ist einstweilen die Suppe.

„Nun, liebes Lenchen! so setze dich zu mir; da wird es mir doppelt so gut schmecken.“

Warum nicht? —

Sie setzte sich an Theodors Seite auf die Bank. —

Aber woher weiß denn der Herr, daß ich Lene heiße?

„Das hat mir mein kleiner Finger gesagt.“

Der kleine Finger? — sie betrachtete den ihrigen — der kann ja nicht reden. Er sagt mir das ganze Jahr nichts.

„Nun, ich denke eben, daß alle hübsche Mädchen Lene heißen.“

— Warum nicht gar? Schulzens Tochter ist viel schöner als ich und heißt Marthe. Wenn sie der Herr Offizier nur sehen sollte!

„Ich bin kein Offizier, ich bin Korporal.“

— Was? Korporal? — Ja, da darf sich so ein geringes Mädchen, wie ich, nicht unterstehen, neben ihm zu sitzen. — Sie stand auf.

„Ruhig!“ erwiederte lächelnd der Erbprinz, und zog sie wieder nieder: „Ich bin gar nicht „stolz. Aber sage mir nur, schönes Lenchen, „bist du denn die Wirthin vom Hause?“

Nein, Herr Korporal! Dort ist meine Mutter; aber sie ist alt und kränklich, der Vater ist todt, und ich führe die ganze Wirthschaft; das ist Kindespflicht.

„Brav, liebes Mädchen! Wie alt bist du denn?“

Wie alt? Rath' einmal der Herr!

„Nun, siebenzehn Jahre etwa.“

Fehlgeschossen! Verwichene Lichtmeß war ich schon achtzehn.

„Erst achtzehn, und die ganze Haushaltung liegt auf dir?“

— Ei, den Keller besorgt der kleine Bruder, die Küche ich; denn ich habe kochen gelernt in der Stadt, muß er wissen, im goldenen Engel; und lesen, schreiben und rechnen kann ich auch; das hat mich mein Herr Pathe, der Schulmeister, gelehrt; das ist gar ein gelehrter Mann; und Kochen und Backen ist meine Freude. — Aber nun muß ich auch wahrhaftig in die Küche.

„Warum denn?“

— Ja, bedenk' Er nur, Herr Korporal, der Pfannkuchen brennt ja an.

„Mag er doch! Bleibe du nur bei mir.“

Behüte, das wäre ja eine ewige Schande. Ich bin gleich wieder da!

14.

Nach einer kleinen Weile kam Lenchen mit dem Pfannkuchen zurück, und setzte ihn auf den Tisch.

Ja, sieht Er's nun — sagte sie mit kläglicher Stimme — daß er angebrannt ist.

„Immerhin! Er wird mir doch gut schmekken, denn du hast ihn ja selbst gemacht.“

Aber ich bin doch wahrhaftig nicht Schuld.—

„Sey ruhig, du sollst sehen, daß nichts davon übrig bleibt. Aber setze dich nur zu mir, sonst rühre ich keinen Bissen an.“

Nun, da bin ich.

„Bist du aber auch gerne bei mir?“

Warum denn nicht? Er ist ja so freundlich und bescheiden, und gar nicht wie die andern Herren Soldaten, die zu uns kommen. Die sind so grob und zutäppisch, das kann ich nicht leiden.

„Brav, Lenchen!“

Theodor machte sich nun über den Pfannkuchen. Lene legte sich mit den Armen kreuzweis über den Tisch; mit jubelnder Miene bei jedem Bissen, den der Prinz verzehrte, und sah ihm dabei, so oft er sich in die Höhe richtete, freundlich ins Gesicht.

— Höre Er, Herr Korporal, fieng sie endlich an, Er hat doch recht schöne, große, blaue Augen.

„Gefallen sie dir?“

Freilich, und sie sehen so aufrichtig aus.

„Ja, Lenchen, das sind sie; aber schöner doch die deinigen.“

Was? Ich habe ja schwarze Augen.

„Pechschwarze Augen, allerdings.“

Ei, die hat unser Melak auch!

„Und recht schelmische obendrein.“

Schelmisch? — Eine Thräne drängte sich aus den schwarzen Augen.

„Vergieb, gutes Kind! Ich meinte nur, so ein Paar Augen, welche die Herzen stehlen.“

Ja, Herr Korporal, das ist mir zu hoch.

15.

Indeß war der Pfannkuchen rein aufgezehrt, und nun sprang, nach Mädchenart, das thränende Lenchen in laute Freude über und eilte fort, das letzte Gericht zu holen. Indeß begannen, trotz der väterlichen Warnung, die pechschwarzen Augen der Wirthstochter auf Sr. Durchlaucht zu wirken.

„Höre, gutes Lenchen,“ sprach er, als sie wieder zurück kam, „kann ich wohl hier über Nacht bleiben?“

Warum denn nicht? Aber Ein Bett haben wir nur in der Oberstube, und das ist für einen Schweintreiber bestellt, der ist unser gewöhnlicher Gast; und da sieht Er wohl, Herr Korporal, daß wir den nicht lassen können.

„Freilich,“ erwiederte der Erbprinz lächelnd, „dem Herrn muß ich weichen. Aber „sollte denn gar kein Mittel übrig seyn? denn „ich bin müde und kann unmöglich weiter. Wie,

„schönes Lenchen, wenn du mir heute Nacht „dein Bett abträtest?“

Mein Bett?

„Nur zur Hälfte allenfalls.“

Lenchen glühte. Herr Soldat! rief sie aus und stand auf.

„Ruhig, gutes Kind! Es war ja nur Scherz, und —“

— Das denk' ich auch. Es sieht Ihm ja gar nicht gleich.

„Ich bin Soldat, und will mich gerne mit einem Bund Stroh begnügen.“

— Nein nein, da soll ein so braver Herr auch nicht liegen. Ich räume Ihm mein Kämmerchen und mein Bett, und schlafe bei der Mutter. Gleich will ich es überziehen. — Fort war sie.

16.

Die Unschuld, die herzliche Einfalt des häuslichen Lenchens, verbunden mit den pechschwarzen Augen, hatten indeß auf den Prinzen immer tieferen Eindruck gemacht. Nachdenkend saß er da. Peter hatte sich mit tausend Kratzfüßen und schönem Dank beurlaubt. Die Bauern, vom Bier erhitzt, waren immer lärmender gewor-

den, und taumelten endlich, als die Abendglocke sich hören lies, nach Hause. Ein Einziger, der Nachtwächter, blieb zurück. „Die haben satt,“ sagte er, als der letzte die Thür ergriff.

„Aber wie kommt es, Freund,“ fragte Theodor, „daß diese Menschen, die über Noth „und Elend klagen, doch sich betrinken kön„nen?“

Das geht ganz natürlich zu, Herr Offizier, versetzte der Nachtwächter. Bei dem allgemeinen Elend will Jeder das seinige vergessen. Der Herzog läßt ihm doch nichts, denkt er, und da lebt er denn in den Tag hinein, und sorgt nicht für den andern Morgen, bis er vollends zum Bettler wird. So ist es im ganzen Lande.

„O Gott!“ rief Theodor aus.

Indem erschallte die Peitsche des Schweinetreibers, und Lenchen sprang mit dem flammenden Spahn herein und fragte den Herrn Soldaten: ob es ihm gefällig wäre, in die Kammer zu kommen?

Theodor packte den Tornister auf, nahm das Seitengewehr unter den Arm, und folgte ihr auf einer leiterartigen Treppe in die Bodenkammer.

17.

Hier stand ein schmales Bettchen, ärmlich und grob, aber reinlich überzogen. Lenchen zündete das Licht in einem blechernen Leuchter auf der Diehle an; denn ein Stuhl hatte nicht Raum in den Kämmerchen. Im Bücken blickte Theodor durch das sich verschiebende Halstuch in einen Busen, weiß und niedlich, wie ihn manche Prinzessin sich wünschen mag.

Er stand Lenchen gegenüber, und da das halsstarrige Licht lange nicht brennen wollte, so hatte Lenchen auch Zeit den Prinzen zu beobachten. Schnell richtete sie sich auf und nahm den Leuchter in die Hand.

„Das ist also dein Bett, liebes Lenchen?“

— Freilich!

„Wie sanft werd' ich da ruhen!“

Ja ja, wenn Er müde ist.

„Nein, weil du sonst hier schläfst.“

Lenchen setzte den Leuchter hin, ergriff ihren Spahn und leuchtete dem Prinzen ins Gesicht. — Er ist doch ein närrischer Mensch, sagte sie lächelnd; bald sollte ich glauben, Er wäre mir gut.

„Ach ja, allerdings, das bin ich, und recht gut.“

Und ich ihm auch! rief sie lachend. Gute Nacht! und sprang zur Thüre hinaus, die Treppe hinab.

18.

Die pechschwarzen Augen ließen anfangs Seiner Durchlaucht wenig Ruhe. Sie entwarfen hundert prinzliche Plane, die ihr fürstliches Gemüth sogleich wieder verwarf. Endlich, von der ungewohnten Fußreise ermüdet, schliefen Sie sogleich ein — um von den pechschwarzen Augen zu träumen!

Die Sonne stund hoch, als Theodor erwachte. Er kletterte die Bodentreppe hinab und trat in die Küche. Hier stund Lene hochglühend am Feuerheerde.

„Guten Morgen, Lenchen! Schon so früh „fleißig?"

Lachend erwiederte das Mädchen: Vor zwei Stunden war ich schon an Seiner Thüre und horchte und nieste. Aber Er schlief sanft und fest.

„Das hätte ich wissen sollen!"

Und wenn Er's nun gewußt hätte?

„Ich träumte von dir, schönes Lenchen; „darum schlief ich so sanft."

— Das ist doch närrisch, und mir hat auch von Ihm geträumt.

„Von mir? Und was denn, liebes Lenchen?“ — Er ergriff ihre Hand.

Pfui! Anfassen muß er mich nicht. Ich verschütte ja die Milch.

„Nun, was hat dir denn geträumt?“

— Wunderliches Zeuch! — Da war der Herr Soldat die Treppe herabgekommen und hatte eine Stufe verfehlt, und war gefallen, und hatte sich den Fuß verrenkt, und das schmerzte Ihn sehr, und mir that es auch recht weh.

„Wirklich?“

— Und da lief ich denn herbei und wusch Ihm den Fuß mit Branntewein und weinte dabei, ich albernes Ding!

„Gutes Kind!“

— Und da nahm mich der Herr beim Kopf und wollte mich küßen — und da gab ich Ihm eine tüchtige Ohrfeige, und darüber erwachte ich dann.

„Das hättest du doch wohl im Wachen nicht gethan?“

Warum denn nicht? — Aber jetzt geh' Er, denn in der Küche irrt Er mich. Das Frühstück soll sogleich fertig seyn.

19.

Theodor trat in die schon gescheuerte Wirthsstube. Des Vaters Warnung, den Zweck seiner Reise überdenkend, beschloß er, trotz der schwarzen Augen, seine Wanderung sogleich nach dem Frühstücke fortzusetzen.

Da trat das Mädchen mit den pechschwarzen Augen herein, und das Halstuch war leider abermals verschoben. Sie setzte einen irdenen Topf mit dem Kaffee auf den Tisch und einen irdenen Teller mit Butterbrod.

„Du wirst doch mit mir frühstücken?"

Warum denn nicht? Wenn's der Herr gerne sieht.

„Ob ich es gerne sehe?"

Lene gieng, holte zwei braune irdene Tassen mit großen Blumen, setzte sich neben Theodor, und schenkte ihm ein.

„Da sieh nur," sagte Theodor, „da hast du mir wieder den gestrigen Teller gebracht. Lies doch: Liebst du mich, so lieb' ich dich."

— Das ist doch wunderlich! erwiederte Lene, und ihre schwarzen Augen strahlten wie zwei Firsterne dem Prinzen ins blaue Aug. — Aber ich habe wahrlich nicht darauf gesehen.

„Könnte denn der Spruch nicht wahr wer-
„den, den der Töpfer hier angebracht hat?“

Ei warum denn nicht?

„Also wärst du mir wirklich gut? Denn
„daß ich dir gut bin, hast du wohl schon
„lange bemerkt.“

Freilich habe ich's bemerkt. Aber die Herren Soldaten und die Herren aus der Stadt machen es alle so. Kommt Er denn nicht aus der Stadt?

„Aus der Residenz.“

Aus der Residenz? Nun, da hat Er ja wohl auch unsern Erbprinzen gesehen, der erst aus der Fremde gekommen ist?

„Ich bin ja von seinem Regimente.“

Es soll gar ein hübscher junger Herr seyn.

„Jung ist er freilich.“

Aber die Mädchen soll er auch recht lieb haben.

„Wer hat dir denn das gesagt?“

Je nun, der Schweinetreiber; die Leute kommen ja überall herum. Ich möchte ihn doch einmal sehen! —

Sr. Durchlaucht suchten erröthend ihre Verlegenheit zu verbergen, und wendeten das Gespräch.

„Also bist du mir wirklich gut, schönes
„Lenchen?“

Bayerische Staatsbibliothek München

Das bin ich. Er hat so ein ehrliches Gesicht, und überdies war Peters Frau gestern Abend hier, Bier zu holen, und erzählte —

„Die Schwägerin!"

20.

Indem trat ein Pursche im Zwillichkittel herein, den Tschako auf dem Kopf, stürzte sich sogleich auf die Bank an der Thüre und legte den Kopf auf den Tisch. Hinter ihm ein Soldat mit Ober- und Untergewehr. Dieser bemerkte sogleich unsern Theodor.

Guten Morgen, Kamerad!

„Guten Morgen! Was bringst du?"

Einen Rekruten, den ich im nächsten Dorfe aus dem Bette geholt habe. Der Pursche will durchaus nicht Soldat werden, und heulte wie ein altes Weib.

Hier richtete der Pursche sich auf und rief kläglich: „Freilich, wer wird für meine arme Mutter sorgen?"

In diesem Augenblicke sprang Lene auf und dem Rekruten an den Hals.

Du bist's, Steffen? Du sollst Soldat werden?

„Lene! Lene!" rief er —

Lange blieben sie schweigend umschlungen. Der Prinz nahte sich endlich.

„Dieser Pursche ist — ?“ fragte er das Mädchen.

— Mein Bräutigam! erwiederte sie schluchzend. Nächsten Martini sollte unsere Hochzeit seyn. Er übernahm das Wirthshaus, und wir die alte Mutter zu uns. Er ist ihr einziger Sohn.

Theodors Gefühl bei dieser Szene bedarf keiner Darstellung. Das edlere siegt augenblicklich.

Ich armes Mädchen! — fuhr Lene trostlos fort — was soll ich thun, als mich ins Wasser stürzen?

Theodor nahm sie bei der Hand und sagte: „Sei ruhig, gutes Kind!“

Sein erster Gedanke war, sich dem Kommandirten zu entdecken und Steffen zu befreien. Da fielen ihm des Herzogs Warnung vor den schwarzen Augen und sein Inkognito ein. Blizschnell entstand eine andere Idee in seiner Seele, romantisch und sonderbar genug.

„Kamerad,“ sagte er zu dem Soldaten, „ein Wort mit dir allein! „für den Rekruten „stehe ich dir indeß.

Meinetwegen! war dessen Antwort. Theodor gieng mit ihm hinaus.

„Ich bin,“ sagte er zu ihm, „vom Regi„ment Erbprinz, wie du siehst. Auf meiner „Aeltern Bitten gab mir mein Chef den Ab„schied. Ich war zu Hause; dort gefiel es mir „nicht. Das Soldatenleben bin ich gewohnt; „das Mädchen da drinnen dauert mich, es ist „meine Base. Ich will wieder Dienste nehmen; „ich will statt ihres Bräutigams eintreten!“

Kamerad, das geht hol' mich der T — nicht.

„Warum nicht? Ich stehe für Alles; ich „selbst melde es dem Kommandeur vom nächsten „Dorfe, und der Pursche läuft dir ohnehin „nicht davon. Du gehst mit mir nach Hause, „wo mein Abschied liegt; du transportirst mich „als Rekruten. Handgeld verlange ich nicht; „ich gebe dir's.“ Und hiermit drückte er ihm eine Krone in die Hand. Das wirkte.

Nun, wenn du mir für Alles stehst — ein hübscher Pursche bist du. —

„Ich stehe für Alles. Und damit du ganz „sicher bist, hier hast du mein Seitengewehr.“ Sie traten nun wieder ins Zimmer. Braut und Bräutigam lagen sich noch in den Armen; das alte Mütterchen beschäftigte sich, sie zu trösten.

„Steffen,“ rief der Prinz, „du bist frei.“

Frei? wiederholte das liebende Paar, und fuhr aus einander.

„Ganz frei; denn ich trete für dich als Rekrut ein.“

Lene und Steffen stürzten zu seinen Füßen.

„Fort, Kamerad!“ rief Theodor: „Im „nächsten Dorfe sollst du Schnapps haben, und „was dir beliebt; nur jetzt augenblicklich fort.“ Der Soldat nahm sein Gewehr, und sie verschwanden.

21.

Unterwegs wich Theodor allen Fragen des Kommandirten aus, und bewirthete ihn im nächsten Dorfe so reichlich, daß dieser bald einschlief. Nun setzte sich Theodor hin, schrieb einen treuen Bericht seiner Abentheuer an den Herzog, sendete ihn mit einem Boten an die nächste Post, von wo er durch Staffette an die Residenz befördert werden sollte. Den Brief siegelte er mit dem Siegel des Regimentskommando.

Indeß stellte Theodor sich krank, und fuhr fort, den Kommandirten so zu bewirthen, daß dieser nicht nüchtern wurde.

22.

Der Herzog erhielt den Brief. „O weh!" rief er anfangs bei der Durchlesung aus — „die schwarzen Augen!" Lächelnd und mit naßem Auge las er den Schluß. Ein Husar brachte am Abend des zweiten Tages den Befehl des Chefs, der den Kommandirten abrief und ihm befahl, Steffen und den neuen Rekruten, der nicht angenommen werden könne, frei zu lassen.

Der Kommandirte machte große Augen, gab dem sich betrübt stellenden Rekruten sein Seitengewehr zurück, trank noch ein tüchtiges Glas Schnapps auf des Kameraden Wohl, und gieng.

Der Erbprinz setzte seine Wanderung fort.

V.

Nummer 19.

Nummer 19.

1.

In der Nähe der —schen Residenz wohnte Freiherr von Reuter auf seinem Landgute, ein wohlhabender, rechtlicher biederer Landjunker von 70 Jahren; Wittwer, Vater einer einzigen Tochter, Fräulein Theodore einer reizenden Blondine von 18 Jahren gutmüthig wie der Vater; häuslich und züchtig zwar, aber auch lebhaft und heitern, etwas leichten Sinnes.

2.

Der ehrliche Landedelmann war seit vielen Jahren gewohnt, alle Quartale in seiner alten Kutsche von seinen Ackerpferden sich nach der Residenz ziehen zu lassen, um dort seine landwirthschaftlichen Geschäfte, Hopfen- und Wollenverkauf u. s. w. zu besorgen und dagegen seine Bedürfnisse einzukaufen.

Seit 36 Jahren hatte er dort sein bestimmtes Quartier im Gasthof zum grünen Ele-

phanten, einem der ersten der Residenz, und er blieb ihm, des Wechsels der Gasthofbesitzer ungeachtet, treu. Denn unter den menschlichen Gewohnheitsthieren war er der Häuptling. Seit der Rückkunft von der Universität früh zur Verwaltung seiner Besitzungen gezogen, hatten sich seine Neigungen und Handlungen in Falten gelegt, die nichts zu ebnen vermochte, die also ihren alten Wurf und Druck bestimmt beibehielten.

3.

So hatte er denn auch seit 36 Jahren im Gasthofe zum grünen Elephanten das Zimmer Nro. 19. für sich bestellt; und der Wirth, einem so alten, regelmäßigen, und nichts weniger als kargen (denn so häuslich unser Freiherr zu Hause lebte, so flott lebte er in der Residenz) Gaste zu gefallen, hatte eigne Möbeln für denselben im Vorrath, seit 36 Jahren von nämlicher Form, in der nämlichen Form restaurirt, die bei der stets vorausgehenden Ankündigung der Ankunft des Freiherrn, in Nummer 19. aufgestellt wurden.

4.

Im Jahre 18—. zur Karnevalszeit kündigte unser Freiherr Herrn Fick-Fack, dem jetzigem

Gastwirthe zum grünen Elephanten, abermals seine Ankunft für den nächsten Montag durch einen eignen Boten an.

Herr Fick-Fack hatte indeß seinen Gasthof durch Ankauf eines anstoßenden Hauses erweitert; die sämmtlichen Zimmer waren reparirt und die Nummernreihe verändert worden.

Die neue Nummer 19. war bereits im Besitze eines andern Gastes. Das gewohnte Zimmer des Freiherrn, zwar leer, hatte nun eine ganz andere Nummer erhalten.

Herr Fick-Fack, mit Recht besorgt, dieß möchte unsern Freiherrn kränken, der einmal unbeweglich an Nro. 19. geheftet war und durch den Boten sich, wie immer, namentlich sein altes Logis ausbedungen hatte, befand sich in großer Verlegenheit; der schlaue Oberkeller gab ihm den weisen Rath, die neue Nummer des Zimmers zu verpappen und ein Täfelchen mit der beliebten Nummer 19. darüber zu kleben. Gesagt, gethan!

5.

Freiherr von Reuter langt mit Fräulein Dorchen an, bewillkommt, nach seiner ländlich herzlichen Weise, den alten bekannten Herrn Fick-Fack, erhält die Versicherung: der Brief

sei richtig eingetroffen und alles nach Sr. Gnaden Bestellung in Ordnung. Unser Freiherr tritt in sein gewohntes Zimmer; die alten Koffer werden abgepackt, die, wie gewöhnlich, für Herrn Fick-Fack Behufs freundlichen Empfangs zum Geschenk mitgebrachten Schinken in der Küche abgeliefert, unser Freiherr setzte sich in den bekannten Lehnstuhl, an den altbekannten Tisch, Fräulein Dorchen an die alte Toilette im bekannten Nebenkämmerlein, und so schmauchte dann unser ehrlicher Landjunker sein gewohntes Pfeifchen in größter Behaglichkeit.

6.

Indeß war der Husaren-Lieutenant Franz von Schick etwa 8 Tage vor unserem Landjunker angekommen und in die neue Nummer 19. einquartirt worden.

Ein zwar etwas wilder und lebenslustiger, aber im Grunde doch gutmüthiger und ehrlicher Jüngling, der aus seiner Garnison in der benachbarten Provinz in die Residenz mit Urlaub gekommen war, um das Karneval zu benutzen.

7.

Am nämlichen Abend der Ankunft unsers Barons war Maskenball. Fräulein Theodore bet-

telte beim Vater so lange, bis dieser ihr erlaubte, dem Balle beizuwohnen, und zu dem Ende ein Billjet an eine alte Baase in der Stadt schrieb, welche denn auch so gefällig war, Theodoren abzuholen und die Langweile einer meist sehr unerfolgbaren Aufsicht zu übernehmen. Der Vater legte sich zur gewohnten Stunde zu Bett, und das Fräulein kam gegen Morgen nach Haus.

8.

Am Morgen war Theodorchen gemüthlich und naiv genug, dem Vater zu erzählen, daß ein junger, schlanker, schöner Mann ihr besondere Aufmerksamkeit erwiesen, beinahe einzig mit ihr gewalzt, und sie dringend um ihren Namen und ihre Wohnung gebeten, die sie ihm aber, auf den eingeholten Rath der Tante, verschwiegen und ihm nur, auf die ihr mitgetheilte Adresse, weitere Nachricht versprochen habe.

Der Vater lobte die Klugheit des Töchterleins; indeß war er selbst klug genug, zu bemerken, daß der junge Mann auf Theodoren bedeutenden Eindruck gemacht habe.

9.

Herr Lieutenant Franz v. Schick hatte eine Schwester, die sich in der Residenz in Pension befand, Fräulein Berthe, eine artige Brünette von 16 Jahren, auf den Ball begleitet. Diese erneute dort die mit einem Gymnasiasten durch die Fenster der Pensionsanstalt begonnene Bekanntschaft, und bewilligte ihm, auf sein ungestümes Anhalten, ein Stelldichein, wozu sie ihm die Adresse der Wohnung ihres Bruders gab.

10.

Am Morgen nach dem Balle, indeß Fräulein Theodore noch von ihrem Tänzer träumte, und Herr v. R. in seinem grünstoffenen Kasakin sein Morgenpfeifchen rauchte, begann man an der Thüre der aufgeklebten Nro. 19. zu pochen.

Auf die Antwort: herein! erschien ein junger Israelit, kündete sich als Kommis des Herrn Bankier Meyer Schlam an und präsentirte unserm Freiherrn einen Wechsel von 20 Karolin zur Zahlung, der ihm von einem Israelitischem Freunde aus der Provinz zur Einkassirung zugekommen war.

Man denke sich das Erstaunen unsers ehrlichen Barons, der in seinem ganzem Leben mit keinem Israeliten in Verkehr gestanden und überhaupt die ehrlichste Haut von der Welt war!

Er entfaltete den ihm mit großer Vorsicht vorgezeigten Wechsel und bemerkte sogleich, daß er nicht von ihm, sondern von einem ganz andern Aussteller herrühre.

Er machte dieß dem Kommis bemerklich; dieser bestand darauf, daß er in Nro. 19. gewiesen worden sey. Der ehrliche Baron erboßte sich nicht wenig hierüber, und wies endlich dem Israeliten die Thüre, welcher dann beim Abgehen versicherte, sich schon Recht zu verschaffen.

11.

Noch gieng unser Landjunker mit raschen Schritten im Zimmer umher und dampfte in schnellen Zügen seine lange Pfeife aus, denn der Vorfall hatte sein Blut in Wallung gebracht: Da wurde abermals gepocht!

Ein Junge von 10—12 Jahren trat mit vielen Bücklingen ein, vermeldete eine Empfehlung von seinem Prinzipal, dem Buchhändler F.—. und überreichte ein Paket bestellter Bücher.

Vergebens protestirte unser Baron, versicherte, daß er Herrn F. —. gar nicht zu kennen die Ehre und keine Bücher bestellt habe. Der Junge versicherte dagegen: er sey bestimmt angewiesen, das Paket im grünen Elephanten Nro. 19. abzugeben, ließ es auf dem Tische liegen und empfahl sich.

12.

Zwar schien dieser Vorgang dem ehrlichen Landmann eben so unerklärbar, als der jüdische Wechsel! Indeß trieb ihn doch die Neugier, das Bücherpaket zu öffnen. Wie erschrak er, als er hier, neben einigen nichts weniger als dezenten Kupferstichen, die Gedichte in Grecourts Geschmack und einige ähnliche Produkte erblickte! — Er hielt sich nun beinah überzeugt, daß ein Schalk oder geheimer Feind, ihm, dem frommen Manne, der keine Predigt, ja nicht einmal eine Betstunde versäumte, absichtlich diesen Possen gespielt habe, und nahm sich vor, beim nächstem Ausgang, dieß bei Herrn Buchhändler F. —. persönlich zu untersuchen. Vor allen Dingen aber verschloß er die gefährlichen satanischen Bücher sorgfältig in die Komode, denn er gewahrte so eben Theodorchen im nächsten Zimmer vom Bett erstanden.

13.

Er war noch beschäftigt, da pochte es von neuem. Ein stattlich gekleideter Reutknecht trat herein und überreichte unserm Freiherrrn ein Billjet ohne Aufschrift. Auf die Frage: von wem das Billjet komme, erwiederte er: von seinem Herrn, dem Rittmeister von Croce; setzte hinzu: die Wohnung seines Gebieters sei im Billjet angegeben und er erwarte spätestens bis Mittag Antwort; damit entfernte er sich. (Vergebens rief ihm der Baron nach) —

Da er den Rittmeister v. Croce auch nicht nach dem Namen kannte, so war er sehr neugierig, den Innhalt dieses Billjets zu erfahren. Er öffnet es und findet folgendes:

„Sie werden sich der gestern Abend mir „zugefügten Beleidigung erinnern. Ich fordre „Genugthuung, und erwarte unfehlbar bis 11 „Uhr Antwort: ob Sie sich diesen Nachmittag „im Schloßgarten am Maillehäuschen mit Ihren „Sekundanten und 1 paar Pistolen einfinden „wollen, oder nicht?“

Rittmeister della Croce.

14.

Unbeschreiblich war der Schrecken unsers guten alten Herrn bei diesem Billjet. Er, der nie ein Kind beleidigt, nie eine Pistole abgefeuert, zwar von Duellen in Büchern gelesen, aber sie als einen Rest der Barbarei verabscheut hatte, — sollte nun mit einem ihm ganz fremden Offizier Kugeln wechseln! —

Zwar fieng er allmählig an, zu ahnen, daß hier ein Irrthum vorwalten müsse; doch eh' er noch über die Mittel zur Aufklärung mit sich im Reinen war, wurde abermals gepocht!

Dießmal erschien ein niedliches Kammerzöfchen, vermeldete eine Empfehlung von ihrem Fräulein, legte ein Billjet auf den Tisch, versicherte, daß sie, nach einem nothwendigen Gange zum Friseur, wieder erscheinen und die Antwort abholen werde; und schlüpfte dann zur Thüre hinaus, eh' sich unser Baron nur besinnen, oder ihr antworten konnte.

Daß dießmal von keiner Ausforderung die Rede sey, konnt' er leicht errathen. Er öffnete das mit einem kleinen, ein durchbohrtes Herz enthaltenden, Petschaft versiegelte Billjet. Er las die ortographischen Worte:

Mein Deürer Hochgelübder!

„Ich erwarde sie diesen Awent um 6 Uhr,
„an dem Ginesischem Häußgen, im Parke; Ihre
Zarde

B.“

15.

So eben rief der ehrliche Baron: „Nein!
„das ist doch zu toll!“ da gieng die von dem
Zöfchen nur angelehnte Thüre abermals auf;
es erschien ein Friseur mit der Meldung:

„Der Herr Hauptmann v. Bonlieu lasse
„sich dem Herrn Baron empfehlen und erwarte
„ihn nach Tische im neuen Kaffeehaus zur Re-
„vange der gestrigen Spielparthie.“

Damit verschwand der Leichtfuß.

16.

Jetzt ward es dem alten Herrn zu arg; er schellte heftig; der Keller erschien, und der Baron verlangte Herrn Fick-Fack zu sprechen. Dieser war ausgegangen; der Baron beschloß also, seine Thüre zu sperren, sich eilig anzukleiden, und da von allen denjenigen, welche er Abends vorher bestellt hatte, niemand erschien, er aber mit so vielen unerwarteten Besuchen belästigt wurde, so wollte er seine Bekannte und

Geschäftsleute selbst in der Stadt aufsuchen. Er meldete dieß Theodörchen kürzlich und versprach, Mittags bestimmt wieder zu Hause zu seyn.

17.

Indeß hatten sich in dem Zimmer des Herrn Lieutenant Franz von Schick sonderbare Ereignisse ergeben.

Er lag, vom Ball ermüdet, noch schlummernd im Bett; da trat ein alter Mann in grauen langen Beinkleidern, weitem grauem gefaltetem Ueberrock und einem großen breiten grauen Hute an sein Bett.

„Gegrüßt seyst du mir“ — war seine Anrede — „Bruder in Christo! dem Herrn, dem „Gesalbten! die Brüder erfreuen sich deiner „Ankunft, und da die Gemeinde sich diesen „Abend im Brüderhause versammelt, zu An„dacht, Gebet, und Gesang, so ladet sie dich, „mein Bruder, freundlich ein!“

Mit diesen Worten verließ der graue Mann das Zimmer: das Erstaunen des Husaren-Lieutenants, der im ganzen Jahre nicht Einmal die Kirche, geschweige eine Brüdergemeinde, besuchte, läßt sich denken.

So eben war er im Begriff, aufzustehen, als sich die Thüre abermals öffnete. Ein kleiner

hagerer Mann mit einer wollenen Perücke trat herein, vermeldete mit großem Bedauern, daß sein Prinzipal unpaß sey, also der Einladung des Herrn Barons nicht habe folgen können; daß aber der angebotene Hopfen zu spät komme, daß die Preise seit dem bedeutend gefallen seyen u. s. w.

Vergebens versuchte der Lieutenant, den Strom dieser Rede zu unterbrechen; er versicherte den Mann in der Wollenperücke, er müsse durchaus irrig seyn; er verstehe gar nichts vom Hopfenbau, besitze keinen Hopfen u. s. w. Der kleine Mann versicherte dagegen, er sei zu ihm gewiesen, habe seinen Auftrag richtig besorgt und empfehle sich ohne weiters.

18.

Kaum hatte unser Lieutenant Zeit, sich halb anzukleiden, so öffnete sich die Thüre von neuem.

Ein alter Israelit erschien, und auf des Lieutenants Frage, was er wolle, äußerte er, er sey ausdrücklich hieher bestellt, um bei dem fremden Herrn Baron die mitgebrachten Juwelen zu besehen und, wo möglich, einen Handel abzuschließen.

Der Lieutenant versicherte dagegen: er habe keine Juwelen zu verkaufen, wohl aber sey er

bereit, welche auf Kredit zu kaufen. Unser Israelit, der die Husaren-Uniform, den Säbel u. s. w. im Zimmer umher hängen sah, trug aber zu einem solchen Handel kein Belieben, erklärte: er müsse sich in der Zimmer Nummer geirrt haben, und empfahl sich.

19.

Der Lieutenant schob die bisherigen Abentheuer auf die in großen Gasthöfen nicht seltene Verwechslung der Zimmer und fuhr fort, sich anzukleiden, als ein Lohnbedienter des Gasthofs mit der Erklärung eintrat, es sey so eben ein Billjet hergeschickt worden, mit dem Auftrage es in Nro. 19. abzugeben.

Franz v. Schick öffnet das Billjet und findet darin eine feurige Liebeserklärung eines Jünglings, der sich den bis in den Tod getreuen Karl unterschreibt, und ungestüm an das versprochene Stelldichein erinnert.

Dem Lieutenant wird das alles immer unbegreiflicher. Er kleidet sich vollends an und eilt auch seiner Seits, Herrn Fick-Fack aufzusuchen, um sich Aufklärung zu verschaffen.

20.

Indeß war unser Herr Baron bei allen seinen Bekannten umhergerannt. Der Vorsteher

der Brüdergemeinde — denn der alte Herr war einer der Frommen im Lande — freute sich sehr, daß sein Bruder in Christo hier sey und pünktlich auf die Einladung erschienen war. Der gute Baron bedauerte, keine Einladung erhalten zu haben, versprach aber, sich am Abend mit einer salbungsvollen Rede im Bruderhause einzufinden und verließ den ehrlichen Vorsteher — einen Tuchhändler — im Nachdenken über das Unbegreifliche dieser Erscheinung; denn der neue Bruder, ein Kommis des Tuchhändlers, hatte versichert, seinen Auftrag pünktlich vollzogen zu haben.

Unser Baron eilte nun zu dem alten bekannten Herrn P. — dem kranken Hopfenhändler: dieser kam ihm in großer Verlegenheit mit der Entschuldigung entgegen: wie er sehr bedaure, ihm den Ankauf des Hopfens haben versagen zu müssen.

Erstaunt versetzte der Baron: daß er davon nichts wisse und, weit entfernt, Herrn F. — Hopfen anzubieten, vielmehr ihm habe melden wollen, daß sein ganzer Vorrath verkauft sey, und er sogar noch mehr hätte verstellen können.

Nun wurde der Kommis gerufen, und dieser erklärte sogleich, daß er zwar ganz richtig im grünen Elephanten und in Nro. 19. gewesen sey, aber dort einen ganz andern Herrn

als den gegenwärtigen Herrn Baron getroffen habe.

21.

Nun giengen diesem allmählig die Augen auf. Um die Sache vollends aufzuklären, eilte er in den grünen Elephanten zurück. Auf der Strasse fand er Herrn Moses Schlam, der ihn sogleich anhielt, sich über seine Anwesenheit wunderte und ihm bemerklich machte, daß es doch nicht fein sey, ihn in Nro. 19. des grünen Elephanten, als einen alten Bekannten bestellen zu lassen, um ihm Juwelen zu verkaufen, indeß er dort statt des Gnädigen Herrn einen Husaren gefunden habe, der ihm Juwelen habe abborgen wollen, und dessen Säbel ihn so in Schrecken gesetzt, daß er augenblicklich sich geflüchtet habe.

Nun ward es dem Baron vollends klar, daß ein Mißverständniß obwalten müsse. Welches? das vermochte er sich noch nicht zu enträthseln. Er bestellte den Israeliten auf den andern Morgen und verdoppelte seine Schritte, um Herrn Fick-Fack, den Oedip dieser Räthsel, aufzusuchen.

22.

Herr Fick=Fack war nun zu Hause. Der Baron machte ihn mit allen Abentheuern des Vormittags bekannt, und Herr Fick=Fack dagegen sah sich lächelnd gezwungen, seinen alten Gast mit dem Grunde aller dieser Irrthümer, nämlich der doppelten Nro. 19., bekannt zu machen.

Der Baron, gutherzig wie er war, wollte ihn so eben seiner Verzeihung versichern, da trat der Lieutenant von Schick herein, den die nämliche Absicht der Aufklärung zu Herrn Fick=Fack führte. Hier kam nun durch wechselseitiges Bedeuten alles in Ordnung. Die Irrthumsszenen erregten allgemeines Gelächter; der Baron erkannte in dem Lieutenant von Schick den Sohn eines alten Universitäts=Freundes und bat ihn zu Tisch.

Mit Entzücken fanden Fräulein Theodore und der Lieutenant die Ballbekanntschaft wieder, waren aber klug genug, sich nicht zu verrathen. Plötzlich fiel bei Tische dem Freiherrn die Aufforderung wieder ein, und er bezeugte dem neuen Freunde seine Unruhe. Doch der Lieutenant, dem er das Billjet übergab, bat ihn, darüber ausser Sorgen zu seyn; der angebliche Rittmeister sey ein bekannter falscher Spieler,

den er über der That ertappt und die Treppe hinab geworfen habe; welche Ehre diesem nicht zum erstenmale widerfahren; dem aber auch kein rechtlicher Mann Rede zu stehen schuldig sey, und der den nächsten Tag der Stadt werde verwiesen werden.

23.

Der Lieutenant räumte willig dem Baron seine wahre Nummer 19. ein, gestand ihm übrigens freimüthig seine Jugendstreiche, gelobte Besserung und hielt Wort.

Vier Wochen blieb der Baron noch in der Residenz; er gewann den Lieutenant lieb — und nach 4 Wochen begleitete dieser den alten Herrn als Schwieger-Sohn und Theodoren als seine Braut auf dessen Güter.

Fräulein Bertha aber wurde aus der Pension entfernt und — der Gymnasist war — nach Mädchenart — bald vergessen. — —

VI.

Hindernisse.

Hindernisse.

1.

Kammerherr Freiherr v. Rosen und Oberst von Waldheim waren Jugendfreunde. Unterthanen Eines Fürsten, Gränznachbarn, hatten sie beide zugleich als Edelknaben am Hofe des Fürsten von H— gedient. Baron Rosen, der Ernstere, widmete sich dem Hofdienste, und stieg vom Leibpagen bis zum vergoldeten Schlüssel. In dieser Laufbahn bildete er sich ganz zum gewandten Hofmanne. Doch entschlüpfte ihm einst in Gegenwart der Geliebten des Fürsten die Unbesonnenheit, eine Dame von gleichem Alter bejahrt zu nennen. Er erhielt in Gnaden seinen Abschied und zog sich auf sein Landgut zurück.

Waldheim, der wilde, rasche Jüngling, gieng in auswärtige Kriegsdienste, zeichnete sich aus, stieg bis zum Obersten, und mußte dann, mit Wunden und Lorbeern bedeckt, den Dienst verlassen. Auch er zog also auf sein Landgut;

und nach dreißig Jahren fanden sich die beiden Spielgenossen wieder vereint. Gemüthlich, wie beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Lebensansichten, hatte sich ihr alter Freundschaftsbund bewahrt.

Baron Rosen besaß eine einzige Tochter, in einem sentimentalen Erziehungs-Institute gebildet, von einer sanften, guten, obgleich nicht sehr geistvollen Mutter bewacht; eine reizende Blondine, edel, schwärmerisch, romanhaft, in einer idealischen Welt schwebend. Die Gattin des Obersten Waldheim war ihre Taufpathe, und gab ihr den unharmonischen Namen Kordula.

Oberst Waldheim hatte einen einzigen Sohn, Baron Rosens Taufpathe; von ihm erhielt er den Namen Stephan. Ein schöner, edler, Jüngling, den Wissenschaften aus Neigung geweiht, auf Akademien gebildet, und nun auf einer Reise durch die Schweiz und Italien begriffen zur Vollendung seiner Ausbildung.

2.

Die alte Freundschaft und die Nähe der Besitzungen hatten schon längst die Eltern vermocht, eine Verbindung ihrer Kinder zu verabreden. Diesem Plane gemäß übergab Wald-

heim seinen Sohn schon im siebenten Jahre dem Freunde Rosen, und er verließ dessen Haus im eilften, um eine Schule zu beziehen. Kordula war damals acht Jahre alt. Die Kinder theilten ihre Freuden, ihre Spiele, neckten und liebten sich; schon damals nannte man sie das kleine Brautpaar.

Stephan, nun zwei und zwanzig Jahre alt, sollte zurückkommen. Der Vater schrieb ihm, daß seine kleine Braut ihn erwarte. Dies empörte Stephans Gefühl. Zwar frei war sein Herz, und keine der ausländischen Schönen hatte ihn gefesselt; zwar hatte er der kleinen Gespielen seiner Kinderjahre ein freundliches Andenken bewahrt — aber dies willkührliche Schalten mit seiner Freiheit war ihm widrig. Kordula erschien ihm nur als Kind; frei wollte er wählen die Geliebte.

So lange als möglich verspätete er seine Rückkunft. Die bestimmten Befehle des Vaters zwangen ihn endlich, zu gehorchen; doch fest war sein Entschluß, seine Freiheit zu bewahren, und eine Verbindung zu vermeiden, die er als eine Konvenienzfessel betrachtete.

3.

Baron Rosen verkündete seiner Tochter die nahe Ankunft ihres Bräutigams. Dies war

ein Donnerschlag für die romantische Kordula. Zwar auch ihr war das Andenken des kindlichen Spielgenossen werth; auch ihr Herz war noch frei — aber auch sie wollte den Geliebten wählen. Liebe athmete ihr ganzes Wesen; Sehnsucht, Leiden, Thränen, Trennungen, Opfer, Kämpfe, heischte die liebe, sanfte Schwärmerin von dem Roman ihres Lebens. Nun sollte sie in die lange, langweilige Allée des Ehestandslebens eingeführt werden, an der Hand eines Gatten, den fremde Laune, den nicht ihr Herz gewählt hatte! Sie betrachtete sich als ein Opfer der Konvenienz. Sie trauerte, sie ergoß ihren Kummer in den Busen ihrer Freundin Amalie, einer armen Verwandtin, die Baron Rosen aufgenommen hatte.

Auch sie beschloß, Alles aufzubieten, um dieser Verbindung zu entgehen. Selbst die Leiden und Gefahren des Widerstandes schmeichelten ihrer kranken, romantischen Phantasie.

4.

So war die Stimmung des Brautpaares, als Stephan in Gesellschaft eines Jugendfreundes, des Lieutenants Horst, Amaliens alten Anbeters, auf den Gütern seines Vaters anlangte. Mit Entzücken empfingen die Eltern

den feinen, schönen, gebildeten Jüngling. Kordula zitterte bei der Nachricht seiner Ankunft. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verschloß sie sich einige Tage mit ihrer Freundin auf ihrem Zimmer, und nur die dringenden Bitten der geliebten Mutter, vielleicht auch das glänzende Bild, das ihr diese von dem neuen Ankömmlinge entwarf, und weibliche Neugierde, vermochten sie endlich, sich zu zeigen.

Stephan erstaunte, in seiner achtjährigen Spielgenossin eine schlanke, reizende, ausgebildete Blondine zu sehen, deren große, blaue, sich nur schüchtern öffnende Augen Geist und Empfindung verriethen.

Kordula hingegen konnte kaum ihren Unmuth verbergen, in ihrem Jugendgefährten einen edeln, ganz ihrem Ideale entsprechenden Jüngling zu erblicken, mit dem sie ohne ihre freie Wahl auf ewig verbunden werden sollte.

5.

Die Aeltern bemerkten diese Bewegungen, und deuteten sie nach ihren Wünschen. Dem Brautpaare ward nun ihr Wille bestimmt verkündet, der Vermählungstag angesetzt, und der zeremoniöse Baron bereitete Gastmahl, Ball, Illumination und Feuerwerk.

Man ließ das Brautpaar allein. Sie erklärten sich wechselseitig ihren Widerwillen gegen diese erzwungene Verbindung, und gleich edelmüthig beschloßen sie, sich nie zu lieben, nie — was auch daraus entstehen möge — nie ein Ehepaar zu werden.

Kordula warf sich ihrem Vater zu Füßen, und bekannte ihm diesen Entschluß. Stephan erklärte seinem Vater mit Festigkeit, daß er nie dem Fräulein seine Hand geben werde.

Die Aeltern waren außer sich. Die Wünsche und Hoffungen so vieler Jahre waren vernichtet, in Trümmern lagen die Luftschlößer der Zukunft, die sie auf die Verbindung ihrer Kinder und Familien gebaut hatten! Sie nannten dies Starrsinn, absichtlichen Ungehorsam. Vergebens war die Vorbitte der guten Mutter. Die Vermählung sollte und mußte vollzogen werden.

6.

So kräftig der Entschluß der Väter, so kräftig war der Widerstand der Kinder. Sie drohten, am Altare noch: Nein! zu sagen. — Verzweiflungsvoll klagten die Väter nun Stephans Freunde ihre Noth, und baten um seine Verwendung. Er sagte sie zu, auf die Bedingung von Amaliens Hand, die bisher der

zeremoniöse Oheim dem Lieutenant versagt hatte, und einst erst dem Kapitän verwilligen wollte. Er machte den alten Herren begreiflich, daß sie gegen alle Menschenkenntniß gehandelt hätten, als sie ihren Kindern ihren Plan mittheilten; daß Hindernisse bei jungen, feurigen Gemüthern das Oehl sey, dessen die Neigung unerläßlich bedürfe. Er beschwor sie, gänzlich umzuwenden und Hindernisse zu schaffen. Zwar wollte diese Maskerade — wie er's nannte — dem geraden, biedern Obersten nicht behagen; zwar hatte der Baron gegen die Schicklichkeit manches einzuwenden; zwar wollte die gute Baronesse die armen Kinder nicht gequält wissen; aber Lieutenant Horst drohte, sich zurück zu ziehen, wenn nicht sein Plan pünktlich befolgt würde, und bürgte dagegen für dessen Erfolg.

Verzweifelt, wie die Sachen standen, bewilligte man ihm Alles, und er wurde nun Direktor des Schauspiels, mit unumschränkter Gewalt.

7.

Es begann damit, daß die Väter dem jungen Paare erklärten: sie fänden sich durch ihre Weigerung kompromittirt, und hätten nun alle Idee ihrer Verbindung aufgegeben. Zugleich

kündete Oberst Waldheim seinem Sohne ihre Abreise auf den folgenden Morgen an.

Die jungen Leute indeß, entlastet von dem Zwange der Verbindung, hatten sich genähert. Stephan entdeckte an der schönen Kordula immer neue Reize und Vorzüge. Kordula konnte sich nicht verbergen, daß der schöne, vielseitig gebildete Stephan alle Männer hinter sich lasse, die sie bisher gesehen hatte. Er liebte die Musik; auch sie. Seine Flöte akkompagnirte zu ihrem Fortepiano. Man sang endlich zärtliche Duette, und da Schalk Amor keine treuere Gehülfen hat, als Musik und Gesang, so wurden allmählig auch die Pausen der Duette zärtlich. Mit Einem Worte, Eugenie und Ferdinand — denn so hatten sie die prosaischen Namen gegen ästhetische ausgetauscht — waren den ganzen Tag unzertrennlich. Kaum bemerkte dies der schlaue Direktor Horst, so wurden die Väter in Bewegung gesetzt. Baron Rosen mußte der Tochter vorstellen, daß diese junge Freundschaft, dieser trauliche Umgang, dieses stete Beisammenseyn zweier Personen, die ihren Entschluß, sich nicht zu verbinden, zu bestimmt ausgesprochen hätten, gegen alle Schicklichkeit anstoßen, und wenn es zu den Ohren des Publikums, der Residenz, oder vollends der Höflinge Sr. Durchlaucht

gelangen sollte, ein großes Skandal geben würde.

Oberst Waldheim, auf die nämlichen Gründe gestützt, befahl seinem Sohne ausdrücklich, seine Schwester, wie er sie nannte, künftig nie anders als in Gegenwart der Aeltern zu sehen.

Diese blieben gegen alle Vorstellungen der jungen Leute, gegen die Versicherungen der Lauterkeit ihrer Freundschaft taub und unerbittlich.

8.

Anfangs bemühten sich die Kinder, dieses Gebot standhaft zu ertragen. Verstohlene Blicke wurden indeß in der Gesellschaft gewechselt; diesen folgte bei Gelegenheit ein geheimer leiser, ach, gerade durch sein Geheimniß entflammender — Händedruck. Doch bald wurde der Zwang ihnen unerträglich. Eugenie vertraute ihrer Freundin ihren Kummer und ihre keimende Liebe; Ferdinand die seinige dem Schauspieldirektor Horst. Beide flehten um Theilnahme und Verwendung; doch zu nichts weiter, als zu einem freien brüder- und schwesterlichen Umgang. Sie wurden von den Vertrauten mit Theilnahme angehört; die Verwendung ward versprochen, die Eltern von dem Fortgange des Plans unterrichtet. Schon glaubten diese gewonnen zu haben; doch Lieutenant Horst pro-

testirte gegen jeden Eingriff in sein Direktorium, und das Verbot blieb nicht nur aufrecht, sondern wurde sogar geschärft.

Dies war den Geschwistern zu arg. Man beschloß, zur Korrespondenz zu flüchten, dem schwachen und doch oft so gefährlichen Surrogat des Umgangs. Amalie und Horst ließen sich mit vieler Mühe erbitten, die Billets zu bestellen, die anfangs nur Klagen, bald aber sehr deutliche Spuren wachsender Liebe enthielten, und, den Alten mitgetheilt, diese in ein Entzücken setzten, dessen Ausbruch Horst nur mühsam zurück hielt.

Endlich ließen sich die Vertrauten durch anhaltendes Bitten bewegen, dem jungen Freundespaare eine geheime Zusammenkunft zu vermitteln.

Welche Freude für die gepreßten Herzen!

Die Abendmahlzeit war geendet, die Gesellschaft hatte sich getrennt; da erschienen Horst und Amalie an Ferdinands Thüre, und führten ihn leise, leise an Eugeniens Zimmer. Die Thüre öffnete sich; er stürzt zu ihren Füßen — aber, o Schrecken! im nämlichen Augenblicke erschienen auch die, natürlich ingeheim unterrichteten Väter. Starr und leblos bleibt das überraschte Paar. Ein Strom von Vorwürfen über Ungehorsam, Verletzung der Dezenz u. s. w. weckte sie aus ihrer Betäubung. Thränen und

Bitten suchen nun, Verzeihung zu erflehen; statt dessen erhalten sie beide auf Horsts Wink strengen Stubenarrest, und Waldheims Abreise ward auf den nächstfolgenden Abend festgesetzt.

Man denke sich den Schmerz, die Leiden der armen Kinder! — Ferdinand überließ sich den leidenschaftlichsten Ausbrüchen. Eugenie zerfloß in Thränen.

9.

Die Anstalten zur Abreise wurden mit Geräusch vor ihren Augen gemacht. Um der Welt alle Veranlassung zur Klätscherei zu entziehen, sollte Ferdinand bei einer entfernten Macht Dienste nehmen; sie sollten sich nie wieder sehen; sie sollten auf ewig getrennt werden.

Auf ewig! Das war für ihre gebrochenen Herzen zu viel. Vergebens bestürmten sie die Väter, flehten um Verzeihung ihres Eigensinns und gelobten Gehorsam. — Der Lieutenant Horst war unerbittlich. Aufs Aeußerste gedrängt, entdeckte Ferdinand seinem Freunde den Entschluß, die Geliebte zu entführen. Horst versprach ihm seinen Beistand. Nach langem Kampfe und Widerstreben willigte Eugenie ein. Alle Anstalten wurden getroffen. Am Abend vor Waldheims Abreise wollten

sie in einer Laube im Garten sich versammeln, und dort durch eine von dem gewonnenen Gärtner geöffnete Hinterpforte entschlüpfen, vor welcher sie eine Chaise mit vier raschen Pferden bereit finden sollten.

10.

Das liebende Paar fand sich zur bestimmten Stunde ein, sank sich in die Arme, und gelobte sich, nicht ohne bittere Thränen der frommen Tochter, ewige Treue. Lange erwarteten sie hier den Lieutenant, der ihnen seine Begleitung zugesagt hatte. Plötzlich stieg eine Rakete in die Luft. Der Bogengang, an dessen Ende das liebende Paar weilte, wurde erleuchtet. Sie glaubten sich entdeckt und verloren! — Da erblickten sie, o Wunder! am Ende des Ganges ihre verschlungenen Namen in farbigem Feuer. Die Väter, Mutter, Lieutenant Horst und Amalie stürzten hervor. — Die Kinder zu den Füßen der Eltern! Das ganze Spiel ward aufgeklärt; Thränen, Umarmungen, allgemeiner Jubel, der Seegen des Priesters, der zwei glückliche Paare vereinte, das Feuerwerk des Barons, und eine Nacht, deren Entzückungen nur reine, himmlische Herzen ahnen mögen, beschloßen dieses Fest so wie meine Erzählung.

VII.

Die Verschreibung.

Die Verschreibung.

1.

Mit eilendem Schritte, mit halbgeschlossenen Augen, mit verschlungenen Armen wandelte Antonio am Schlangenufer des Mincio fort. — Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, eingewurzelt auf den Erdfleck mit Aug und Fuß, seine Arme ausbreitend, und flog dann nach einigen Minuten in die vorige Stellung zurück, gesenkt, wieder vorwärts. — Nichts heftete seinen Blick; er schien gewaltsam in die Gürtel des Horizonts sich drängen zu wollen.

2.

Eine Villa dehnte ihren Orangenwald bis ans Ufer und verschlang den Pfad. Ueppige Reben rankten sich um die Stämme, und zum erstenmal fand sich Antonio durch fremden Widerstand in seinem Laufe aufgehalten. — Dieß schreckte ihn auf aus seiner Betäubung. Er

versuchte es nicht, vorzudringen. Der Hayn lag vor ihm. Mit dem gehemmten Blick ins Freie (unermeßlich schien seine Kraft abgespannt) sank er an den ersten Baum, umfaßte ihn mit der Wehmuth eines Freundes und benetzte ihn mit seinen Thränen.

3.

So hieng er schweigend einige Minuten, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Er wendet sich. Antonio! ruft eine seinem Herzen wohlbekannte Stimme, und Lorenzo sinkt in seine Arme.

Lorenzo hatte längst von den höheren Terrassen der Villa seinen Freund beobachtet; er ahnete seinen jetzigen Zustand und war absichtlich ans Ufer hinabgestiegen, um ihn aufzuhalten.

Wohin, Lieber? fragte er ihn nach der erst glühenden Umarmung, in der sich Antonio immer fester und fester um ihn schlang — und was bedeuten diese Thränen?

„Ins Freie: Lorenzo! — o laß mich fort! —"

Guter Antonio! zu spät. Schon vor einer Stunde rollte der Marchese mit seiner Gemahlin vorbei.

„Ach! daß du so in mein Innres geblickt! — soll ich darüber grämen oder nachsetzen?“

Die Neapolitaner schäumten, und du wirst sie also schwerlich einholen.

„Muthwilliger! wollte ich das? Ich weiß es, versetzte Lorenzo. Deine Sehnsucht trieb dich aus der Stadt. — „Sprich: diese furchtbare Oede, die höchste Pein eines liebenden „allzuliebenden Herzens.“ — Ich berechnete dieß sehr richtig und, wie du siehst, auch den Weg, den dein Herz dich führen würde; würdest du mich sonst auf dieser meiner unbesuchtesten Villa finden? Antonio umarmte ihn von neuem und Lorenzo lud ihn zu einem kleinen freundlichen Mahle ein, das er, in der sichern Berechnung des Gemüthszustands seines Freundes, hier bereitet hatte.

4.

Sie setzten sich in einer Jasminlaube. — Als die Bedienten abgetreten waren, fuhr Lorenzo fort: „Bekenne mir indeß, lieber Antonio; es war Zeit, daß der Marchese Rosauern in Sicherheit brachte.“ — Wie — Lorenzo?“

Ich kenne deine Grundsätze; aber eure Freundschaft schien doch ziemlich warm zu werden, und ich habe Amorn, seit er nicht mehr wie

in den Zeiten einer blühenden Phantasiewelt öffentlich und nackt zur Anbetung ausgestellt ist, unter so mannichfaltigen Masken und Verkleidungen gesehen, daß es mich gar nicht Wunder nehmen sollte, ihn unter jener, mit so leisen Abschattungen und Mitteltinten nachkopirten, Larve der Freundschaft zu finden.

„Gewiß, Lorenzo; du irrst: Ich weiß nicht, „was du unter Liebe begreifen magst; und „in der That habe ich Ursache genug, dich für „einen Schüler Epikurs zu halten, — d. h. „jenes edlen Weisen, der den zartesten Sinnen„genuß mit Rosenketten in das sittliche Gefühl „schlang. — Aber, gewiß, was ich für Ro„sauren empfand, war nicht jene himmlische „Gluth, die alles umfaßt, und alles verzehrt, „jener Ahne des Götterstandes, nur bestimmt, „uns als eine freundliche Erscheinung hienieden „vorzuleuchten, damit wir die Würde und den „Zweck unsers Wesens sinnig erkennen mögen."

Rosaura ist ein liebenswürdiges Weib.

„Das ist sie!" rief mit Wärme Antonio, „aber hast du je in ihrem Auge jene Glorie „entdeckt, die das Sterbliche vergöttert? die „Glorie der Liebe? — Mir war wohl in „ihrer Gegenwart. Stunden schwanden mir „an ihrer Seite zu Minuten — unter traulichen „herzlichen Gesprächen. Aber nie erhaschte ich

„mein Herz auf dem geheimsten leisesten Wun-
„sche nach mehr! — Ruhig erwartete ich die
„Stunden unsrer nächsten Zusammenkunft — und
„überdieß war der Marchese mein Freund.“ —

Gut, Antonio, daß du daran mich erinnerst; ich kenne deine Grundsätze — aber wer hätte nach deinem Trübsinne, deiner Schwermuth seit gestern, dich nicht für ernstlich verliebt halten sollen?

„Verliebt? — Ach! wo ist das Weib, das
„meine Seele faßte? — verstünde alles, was
„sie zu nehmen und zu geben vermag?“

Du wirst es finden, erwiederte Lorenzo.

„Nimmermehr!“ rief Antonio, blickte gen Himmel, und eine Thräne glänzte im Strahl des sinkenden Abendlichts.

5.

Lorenzo zeigte ihm nun die hinabsteigende Sonne und lud ihn ein, nach der Stadt zurückzukehren. Arm in Arm schlenderten sie langsam und schweigend durch die blühenden Auen. Plötzlich stand Lorenzo still, als überfiele ihn eine rasche Idee. „Höre!“ sprach er, drehte ihn sanft gegen sich und suchte, Antonio's freundliches, aber umwölktes Auge zu fassen. „Höre,
„Antonio, morgen haben wir das Fest unsers

„Patrons. Meine Gemahlin wird mit einigen „ihrer Freundinnen morgen von meinem Land„gute zur Stadt kommen. Du sahst sie nie; „du weißt es, Dienstverhältnisse hielten uns „seit Jahren entfernt. — Eine sanfte Blon„dine mit großen blauen schmachtenden Augen, „wie man in Italien sie selten findet; du weißt, „sie ist eine Deutsche. Soll ich dich in die „Kirche begleiten? — Aber ich rathe dir, dein „Herz zu bewahren."

Du liebst sie? fragte Antonio flüchtig und oben hin.

„Sie ist meine Gattin," erwiederte Lorenzo, „die Wünsche unsers Verwandten knüpf„ten diesen Bund. Wohlwollen und Freund„schaft haben ihn sturmlos erhalten: denn sie „ist ein sehr edles Wesen. Willst du mich be„gleiten?" —

Ja! versetzte Antonio, und sank von neuem in schwermüthiges Schweigen. Lorenzo störte ihn nicht, und so trennten sie sich am Thore und nahmen Abrede für den künftigen Tag.

6.

Als Antonio allein war, wagte er den ersten scheuen Blick in sein Innres. Staunend fand er da einen neuen Geist, der sich, ahnend

und sehnend, neben Rosaurens Bild empor drängte, strafte seinen Wankelmuth und entschlief am tröstenden Busen der Hoffnung und der freien Aussicht auf die Zukunft.

Am andern Morgen holte ihn Lorenzo nach der Abrede. Vergebens verbarg unterwegs der liebe Schwärmer seine Erwartungen. Sie drängten sich durch das Gewühl der andächtigen Menge in der Kirche. Lorenzo zeigte Antonion in der Ferne drei weibliche reizende Formen, nach Italischer Weise verschleiert. — Hoch pochte sein Herz.

Die Prozession beginnt; sie drängen sich durch und immer näher. „Vergönne mir" — flüstert Lorenzo seinem Freunde zu — „vergönne „mir mindestens, die muthwilligen Launen deiner „Phantasie auf die Probe zu stellen, ob sie „das Bild meiner Hortensie treu aufbehalten „hat, wie ich dir's entwarf? Errathe sie." —

7.

Nun hatte das Gewühl sie dicht an die drei Damen gedrängt. Lorenzo stellte ihnen Antonio als seinen Freund vor und entschlüpfte im Gedränge.

Ungestüm pochte nun Antonios Herz, und als die Eine der Damen den Schleier hob und

ein großes blaues wohlwollendes Auge ihn freundlich anblickte, war das Räthsel gelöst!

Antonio stammelte unzusammenhängende Gemeinsprüche über seine Vertraulichkeit mit ihrem Gemahl, über ihre Abwesenheit, über das Glück, sie endlich zu erblicken — sie, von deren Reizen sein neidischer Freund ihm so lange geschwiegen habe. — Hortensie sprach mit Bescheidenheit von sich, mit Achtung und Wohlwollen von ihrem Gemahle, mit Bedauern von den Verhältnissen, die ihn von ihr getrennt hielten, mit Wärme von den Freuden der Einsamkeit und dem, was der Mensch selbst ist, sich selbst seyn kann.

So knüpfte sich allmählig eine warme Unterredung an, über die Quellen der Empfindung, ihre Leiden und Freuden. Allmählig verklärte sich Hortensiens sanftes Auge, und bedeutender ward ihr Blick. — Indeß verlor sich das Gedränge, sie waren allein in der Kirche und bemerkten es erst, als Hortensiens Freundin daran erinnerte.

8.

Antonio erwachte wie aus einem Traume. Er bot Hortensien den Arm, und sie lud ihn in Lorenzos Namen freundlich ein, den Tag in

ihrem Hause zuzubringen. Lorenzo erwartete sie unter der Thüre, scherzte über ihr langes Ausbleiben und bat, als er Hortensien an Antonios Arme erblickte, diesen neckend um Verzeihung über den Zweifel an der Treue seiner Phantasie.

9.

Das Mahl verstrich unter fröhlichen Scherzen, und mit jeder Flasche heißen Italischen Weins flammte Lorenzos Jovkalität und Antonios Entzücken höher auf. Nach Tisch erschien mehr Gesellschaft, man zerstreute sich im Garten, und Antonio fand sich plötzlich mit Hortensien in einer Myrthenlaube allein.

10.

Hatte vorhin der Anblick ihrer Reize ihn bezaubert, so senkte der erste Blick auf diese liebliche Gestalt, auf der sich die Schatten des Laubs schaukelten, nun in der Einsamkeit ihn in tiefe Schwermuth. — Er schwieg, verloren in den Woogen der Emfindungen, die ihn bestürmten.

Hortensiens Haltung verrieth keine Verlegenheit. — „Wie gefällt ihnen meine Lieblings-

„laube?“ fragte sie den Antonio mit dem unbefangensten Tone. „Je seltner ich sie sehe; je „werther ist sie mir.“ —

Auch jetzt? fiel plötzlich der von seinem Gefühle überraschte Antonio ein.

„Warum nicht jetzt?“ — erwiederte Hortensie mit der nämlichen Unbefangenheit.

Glücklicher Lorenzo! rief Antonio mit sichtbarer Bewegung aus: ist es möglich und er kann Ihre Gegenwart entbehren?

„Sie vergessen, daß er mein Gemahl ist. „In der That, Signore; ich habe eine so reine „und heilige Idee von diesen Bund, daß ich „ihn durch Schwärmerei zu entweihen fürch„tete. — Ja, ich fühle es, es giebt süßere „und beglückendere Gefühle — aber vielleicht „müssen wir sie nur bewahren als Ahnungen, „als Erscheinungen aus einer Geisterwelt, als „das leise Wesen aus der Zukunft, als das un„sichtbare Band, welches uns hier mit jenseits „zusammenknüpft.“

11.

Sie wurden durch die Gesellschaft unterbrochen. Antonios Wangen glühten. Man entfernte sich; Antonio drückte einen brennenden Kuß auf Hortensiens Hand. Ihm schien

als begegnete ihm ein leiser kaum fühlbarer Fingerdruck; er verlor Sprache und Bewußtseyn, bemerkte nicht das bedeutende Lächeln, mit dem ihn Lorenzo entließ, und fand sich in seinem Zimmer allein, eh' er es wußte.

Er gieng mit großen Schritten auf und ab. Vergebens mahnte ihn sein Bedienter an die Zeit. — Er liebte Hortensien, es war mehr als Freundschaft, was er für sie fühlte; es war ihm so leicht geworden, Rosaurens Bild zu verdrängen, — das konnte er sich nicht verbergen; und Hortensie war die Gemahlin seines Freundes! — Lorenzos Neckereien beunruhigten ihn nun noch mehr, sie lebte nur abgesondert, weil Geschäfte Lorenzon in Pavia seit einem Jahre festhielten, sie lebten einig und zufrieden. Antonio war redlich und Enthusiast in der Freundschaft wie in der Liebe. Der Gedanke, das Glück seines Freundes zu stören, marterte ihn unaussprechlich. — Er beschloß endlich, sich ihm gerade zu selbst zu entdecken, und allerdings war dieß die weiseste Idee.

12.

Nach einem unruhigen Schlummer weniger Stunden erwacht, eilte er zu Lorenzo. Er fand ihn in Gesellschaft. Seine Unruhe erlaubte ihm

nicht, lange zu schweigen; er zog ihn unter dem Vorwand eines geheimen Auftrags an ihn in den Garten.

Noch sann er beschämt auf den Eingang seiner Eröffnung, als Lorenzo lächelnd den Arm um seinen Nacken schlang, ihm fest ins Aug blickte und halb herzlich, halb spottend ihn anredete: Dein Geheimniß, lieber Antonio, errathe ich; und der Auftrag kommt von deinem Herzen. —

„In der That; stotterte Antonio.“ —

Schweig! ich weiß, wie ich dich entlaste, indem ich deine Berichte selbst übernehme. Schlag immerhin die Augen nieder, armer Schwärmer! — Du bist verliebt!

„Lorenzo!“ —

Du hast Hortensiens Reizen nicht widerstehen können. Erlaube mir, lieber Antonio, ob ich gleich ihr Gemahl bin, dieß sehr natürlich zu finden. Die Frage ist nur: was du mit dieser neuen Liebe anfangen sollst? Nicht wahr? —

Antonia verbarg seine glühende Wange an Lorenzo's Busen. — Dein ehrliches Gemüth, fuhr Lorenzo fort, treibt dich zuerst zu mir. Sieh, Lieber! ich fühle das und werde dir's in Rechnung bringen. Also Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit. — Ich habe nichts, durchaus nichts

dagegen, daß du Hortensien liebst. Im Gegentheil, es ist mir sehr willkommen.

Antonio sprang hoch auf und drückte Lorenzo stärker an seine Brust. „Ist es möglich?“ — rief er aus. —

Das könnte denn wohl sehr mißverstanden werden, nahm Lorenzo wieder auf; ich muß mich also darüber erklären.

Hortensie war mir seit ihrer Kindheit bestimmt. Tochter des Freunds meines Vaters, aus einem alten Hause, durch dessen Glanz er das seinige zu heben dachte, war unsere Vereinigung entschieden. Ich kam von Reisen zurück; ich sah Hortensien am Gitter des Klosters, wo sie erzogen wurde. Mein Herz blieb kalt. Ich hätte widerstehen können; mein Vater zwang mich nicht; aber er war ein so guter Vater! seine ganze Glückseeligkeit hieng an dieser Verbindung! die Aussicht darauf, das Gespräch davon, verklärte sein gutes, zwar vor der Zeit gefaltetes, aber noch von Blüthe geschonter Jugendkraft geröthetes Gesicht! — Er bat mich so rührend! Ich blickte auf seine ehrwürdigen Silberlocken und — gab Hortensien meine Hand.

Hortensie war ein Kind von kaum 15 Jahren; sie nahm mich, weil man es verlangte, ohne Neigung, ohne Widerwillen. Bald entdeckte ich in ihr Züge von Schwermuth und von

reiner, aber entzündeter Phantasie. — Eine edle Nonne hatte sie gebildet, die Gram unglücklicher Liebe ins Kloster drängte.

Ich hatte nur zwei Wege: Hortensien unglücklich zu machen, sie und ihr Herz in Fesseln zu schlagen, oder mir ihre Freundschaft und Achtung zu erringen, ihre Grundsätze zu erstärken und dann ihrer Imaginazion freien Spielraum zn lassen. Ich wählte das letzte. Ich erklärte mich darüber mit Hortensien, sobald es Zeit war; sie sank weinend an meinen Hals, sie schwur an ihm der Tugend den feierlichsten Eid und mir ewige unverletzliche Anhänglichkeit.

Von diesem Augenblicke führte ich sie in die Welt und überließ sie sich selbst. Mein gränzenloses Vertrauen rührte sie; ich ward der Vertraute aller Bewerbungen um ihr Herz, aller Eindrücke, die diese darauf machte.

„Wie? Hortensie hat geliebt?“ — fiel der unbesonnene Antonio ein.

Du wirst mir erlauben, unterbrach ihn Lorenzo lächelnd, dir das Recht der Eifersucht streitig zu machen, mindestens vor der Hand. Ich wußte es, es war kein gewöhnlicher Mensch, der auf ein so idealisches Wesen Eindruck machen konnte. Auch berührte die Galanterie der jungen Cavalliere, die sie umschwärmten, ihr

Herz kaum oberflächlich. — Schon fieng Hortensie an, in ihren Briefen zu bekennen, daß sie wohl überhaupt mit ihrem Ideale von unsrem Geschlechte zu hoch in den Wolken geblieben sey, und doch wollte oder konnte sie nicht herabsteigen! — Endlich, so scheint es, hat auch ihre Stunde geschlagen.

13.

Antonios Lage wurde mit jedem Worte peinlicher. Der muthwillige Lorenzo zog sich absichtlich in die Länge.

Er war nicht einmal so großmüthig, Antonio'n die Schaam zu ersparen, daß er seine Verwirrung bemerkte und sagte vielmehr geradezu: In der That, armer Freund! ich nehme Theil an deinem Zustande, und zum Beweis theile ich dir die wichtige Entdeckung mit, daß Hortensie eben so unruhig zu seyn scheint. — Bei einem solchen Konfidenten wird es doch wohl nicht schwer halten, euch bald näher zu bringen?

Antonio fiel von neuem um seinen Hals — sprechen konnte er nicht.

Du sollst sie noch heute, du sollst sie alle Tage sehen; fuhr Lorenzo fort, und was vielleicht noch mehr werth ist, du sollst sie allein

und ungestört sehen, wann und so oft du willst. — Eine einzige Bedingung!

„Fodre!“

So oft du mich auch im Taumel unsrer jovialischen Mahle des feinen Epikurismus anklagtest, wisse, ich bin aus der Sokratischen Schule. Ich bete die sittliche Grazie an. Plato's System scheint mir Vorgriff in die Himmels-Bürgerschaft. Ich verehre es, ohne hienieden daran zu glauben. — Erlaube dir alle jene kleinen schuldlosen Liebkosungen, die Mitteltinten, die Freundschaft und Liebe verflössen! — Hortensie ist ein edles Weib; rein übergab ich dir ihr Herz! daß du so es bewahrest, dafür bürge mir dein Wort! —

„Mein Schwur!“ —

Gut! Mein gränzenloses Vertrauen sey Euer Schutzgeist.

Lorenzo! rief der erschütterte Antonio aus und sank sprachlos an seinen Busen.

14.

Antonio und Hortensie sahen sich nun täglich. Er war ihr unzertrennlicher Begleiter. Längst ihres Herzens gewiß, hatte er dort dies entzückende Geständniß ihr nicht entreißen können, auf das der fein empfindende Mann so

hohen Werth legt und das Weib so gerne als einen kostbaren Schatz aufbewahrt, selbst wenn es nichts mehr zu geben hat!

15.

Endlich gelang es ihm am Namensfeste seines Freundes. Lorenzo scherzte beim fröhlichen Mahle nach seiner Weise über die sonderbare Grille der Weiber, alles errathen zu lassen. — Ich wette, redete er Antonio an, auch du hast dich darüber zu beklagen. Hortensie liebt dich, nichts ist wohl entschiedener, und doch hat dieser schöne Mund sich noch nicht entschliessen können. —

Muthwilliger! strafte ihn Hortensie und hielt seinen Mund zu. — Mißbraucht man so mein Vertrauen?

Das beste, was ich in diesem Augenblicke für dich thun kann, mein lieber Antonio, fuhr nun Lorenzo fort, ist — daß ich euch allein lasse — dein Genius mag das übrige vollenden! — und so entschlüpfte er durchs Gebüsch.

16.

Antonio sank zu ihren Füßen. „Hortensie!“ rief er mit der innigsten Bewegung aus und

bedeckte ihre Hand mit wüthenden Küßen. — „Hortensie! darf ich ihm glauben? — Hortensie! du liebst mich?“ —

Grausamer! erwiederte Hortensie halb abgewandt, und ihr Schleier rollte gleichsam unwillkührlich herab. — Wozu dieses Geständniß? Ja, Antonio, ich liebe dich! — Wehe! Wehe! Wenn du es mißbrauchen, wenn du ein Herz verrathen könntest, das so ganz und rein dir sich hingiebt! —

„Hortensie!“ rief nun Antonio im Wahnsinne des Entzückens, umschlang die widerstrebende mit unwiderstehlicher Macht und drückte den ersten Kuß auf ihre zitternden Lippen, das Siegel des heiligsten und innigsten, aber auch reinsten Bundes.

Von diesem Augenblicke waren sie unzertrennlich. Die Liebe zog ihren Zauberkreis um sie her, und der Götterstand hatte für sie keinen Reiz mehr.

17.

Lorenzo errieth das Glück seines Freundes und freute sich mit ihm. So schwanden Wochen wie Tage, Tage wie Stunden dahin — Flammen-Meteore in der trüben Dämmerung irdischen Daseyns!

Allmählig umwölkte sich Antonios Seele. Er war heißer, zärtlicher als je; aber sein Frohsinn, die reine Empfänglichkeit für die Freuden schuldloser Liebe verflog.

Hortensiens arglose Unbefangenheit, mit der sie ihm alle Schläge ihres liebenden Herzens aufschloß, ihren schönen Arm um seinen Nacken schlang, und so in seinem Auge, dem Spiegel des Geistes, zu lesen spähte — was sterblicher Mund und Sprache auszudrücken zu arm ist — ach! All' das vollendete seine Qual! Unnennbare Sehnsucht drängte ihn. Und wenn dann das nasse Auge der Geliebten ihn beschwor, ihr seinen Kummer mitzutheilen, so sank er sprachlos an ihren Hals und verstummte! —

Ach! er bebte zurück von den Empfindungen, auf welchen er sein Innres belauschte. Er zitterte, sie sich selbst zu bekennen; — wie hätte er es wagen können, sie Hortensien zu gestehen? Von nun an ward er verschlossener gegen Lorenzo. Es entgieng diesem nicht; aber er blieb sich gleich und ruhig.

18.

Einst, nachdem Antonio, von seiner Unruhe umhergetrieben, sich in den brennenden Mittagsstunden in den nahen Weingärten um-

hergetrieben hatte, immer kämpfend gegen den unbekannten Demon, der ihn verfolgte, kam er in Lorenzos Haus. Hortensie hielt Sieste. Er traf sie im Gartensaale schlafend. Die Ruhe der Unschuld schwebte auf ihrem holden Gesicht, von einem leichten Schleier umflossen. — Nie hatte er sie reizender gesehen, Liebe und Tugend hatten eine Glorie um sie gezogen. Anbetend knieete Antonio nieder, wie vor einer Engelserscheinung. Leise athmete er und immer leiser. Hortensie bewegte ihre holden Lippen. „Antonio!" rief sie aus, hob ihre Arme und ließ sie wieder sinken. Der Schleier verschob sich durch diese Bewegung.

Antonion schwanden bei diesem Laut, bei dem Anblick der Reize, die ein Zufall ihm unverhüllt entdeckte, die Sinne. Seine Seele schwebte in seinen Augen. Er rang den furchtbaren Kampf der Liebe und der Tugend. Allgewaltig ergreifts ihn, Hortensien in seine Arme zu schließen und glücklich zu seyn, oder zu ihren Füßen zu sterben! —

Der Freundschaft letzte Flamme erlosch — er erlag dem furchtbaren Kampfe. — Sinnlos sprang er auf — da fuhr Hortensie aufgeschreckt zusammen.

„Heilige Marie!" ruft sie. — Als sie Antonion erblickte, lächelte sie ihm mit kindlicher

Freundlichkeit ins Gesicht. — Du bist's, sagte sie mit leiserer Stimme. — Böser Antonio? so überraschest du mich? Beschämt, sprachlos, stand Antonio vor ihr, und rang die Hände.

Vergieb! o vergieb! — war alles, was er stammeln konnte.

Was ist dir, Geliebter? — fuhr Hortensie fort — Woher diese unerklärbare Unruhe? Woher der Gram, der, — ich fühlt' es längst — an deinem Innern nagt? — Wie, Falscher! du schwörst mir Liebe, und meine Bitten, meine Thränen können dir dein Geheimniß nicht entreißen? —

„Umsonst! Umsonst!" —

Sieh, so liebt ihr Männer: Hortensiens Seele liegt offen vor dir; jede Saite ihrer Empfindungen spricht an auf die leiseste Berührung; jedes Bild ihrer kranken Phantasie drückt sich ab in dem reinen Spiegel ihres Gemüths — und du? —

Thränen erstickten ihre Sprache; sie verbarg ihr glühendes Gesicht in den Kißen.

Antonio stürzte zu ihren Füßen.

„Abgott meiner Seele! Nein! nein! ich
„ertrag's nicht länger, und du sollst alles wis-
„sen! Verachte mich, hasse mich, wenn du
„kannst — nur gieb mir Ruhe, oder den
„Tod!" —

Antonio! rief sie und streckte ihre Arme nach ihm aus. — Ihr Blick fiel auf die Unordnung ihres Gewands. — Weh mir! fuhr sie fort, und entwand sich seinen Armen.

„Nein! Nein! Hortensie! ich bin schuld-„los! aber frage nach, ob ich glücklich bin? — „Unmöglich! Ich ertrag's nicht länger, du „schwörst mir, du seyst mein! — o sey es, „oder gieb mir den Tod!“ —

19.

Hortensie schwieg. — Ich verstehe dich, sprach sie endlich, mit niedergeschlagenem Blick, aber mit milder theilnehmender Stimme; ich verstehe dich endlich. Weh mir Armen! Ich dachte, dieses Herz, das müßte dir genügen. — Grausamer! du willst mein Unglück! Wohlan! Verfolge deinen Sieg! Ja, ich bekenne dir's, ich liebe dich, ich bete dich an. Meine Thränen, meine Verzweiflung, was kümmern sie dich? — du kannst mich ins Grab stürzen! — Nein, ich bestimmte dir nicht diese unseelige Macht; — aber wisse, meine Seele fühlt sich erhaben über die Deinige. —

Antonio war heftig erschüttert. Er lag halb ohnmächtig zu ihren Füßen. Lies: — sprach Hortensie, noch immer mit abgewandtem Gesicht,

und reichte ihm ein Billjet das auf dem Sopha neben ihr lag.

Antonio laß: „Acht lange Stunden sind es, „daß ich dich nicht sah! — Jahrhunderte für „die Liebe! Antonio! warum weilst du — und „doch, wenn du jetzt mich überraschtest! Jetzt „wo Sehnsucht nach dir, du Einziger, mein „ganzes Wesen in Liebe und Verlangen aufge„lößt haben! — o schone, schone des zarten „liebenden Weibs, Großmuth ist ja der Vor„zug des stärkeren Mannes.“ —

Hier hatte der Schlaf Hortensien überrascht.

20.

„Hortensie!“ rief der entzückte Antonio aus, und umschlang die widerstrebende Geliebte. „Hortensie, du hast mich überwunden; aber „Ein Opfer fodre ich von dir — und an ihm „hängt meine Ruhe, meine ganze Glückseelig„keit.“

Fodre! rief Hortensie und bog wehmüthig ihr Haupt über seine Schulter.

„Vollende, was du begannst. — Dein Herz „ist es, nach dem ich geize; das Bewußtseyn, „die Gewißheit meiner Allgewalt, das grän„zenlose Vertrauen auf meinen Edelmuth.“ —

Was verlangst du? —

„Unterzeichne, daß du ganz mein bist. —
„Daß du nichts mir versagen kannst, versagen
„wirst, wenn ich es fodre.“

Welche Idee!

„Hortensie; meine Ruhe, mein Leben hängt
daran!“

Unersättlicher!

„Unterzeichne! bei allem was der Liebe hei-
„lig ist! unterzeichne und ich bin ruhig.“

Antonio nahm den Crayon und schrieb. Er reichte ihn Hortensien. Schweigend unterzeichnete sie. Ihre Seele schien die letzten Kräfte zu sammeln. Sie übergab ihm die furchtbare Verschreibung.

„Hier! — sprach sie mit fester Stimme —
„Nimm! Meine Ehre, meine Ruhe ist in
„deiner Gewalt. Geh! zeig es meinem Ge-
„mahl, deinem Freunde, der ganzen Welt.
„Verkünde ihr die Schwäche eines liebenden
„Weibs. Vernichte mich, stoß mich hinab
„in den Abgrund von Schande; das Gefühl
„meines Adels wird mich dahin begleiten an
„mein Grab!“

Antonio sprang auf und erstickte ihre Stimme mit glühenden Küßen.

Ich erliege dem Uebermaaße meines Glücks! rief er aus, ich muß hinaus ins Freie.

21.

Er flog davon: Sein Frohsinn kehrte zurück und so oft seitdem Hortensie sich den kleinen schuldlosen Neckereyen widersetzte, die der Liebe so wichtig sind, so hub er lächelnd die Verschreibung in die Höhe. Dieß war der einzige Gebrauch, den der Stolze und Edelmüthige davon machte.

22.

Antonio war Soldat. Ehre und Pflicht riefen ihn bald darauf ins Feld; Hortensiens Verschreibung begleitete ihn; sie lag an seinem Herzen. Er war brav; er ward verwundet. Der Wundarzt verkündete ihm Gefahr. Er ließ seinen treuen Giakomo rufen. Er diktirte ihm folgende Zeilen:

„Hortensie! du weißt, was ich besitze. — „Ich könnt' es vernichten. Aber deine Ruhe „deine Ehre fodern Gewißheit. — O komme, „eile, empfang es von mir selbst, vielleicht „zugleich mit meinem letzten Hauch."

Giakomo fliegt damit nach Verona.

Nach drei leidenvollen Tagen stürzt Hortensie an Antonio's Lager. — Jede Sprache ist zu arm, diese Scene zu schildern. Hier, ruft

endlich Antonio aus und überreicht ihr mit schwacher Hand, die Verschreibung, hier das Pfand deiner Liebe! Du weißt, wie ich es bewahrte; nur der Tod konnte mir —

„O lebe, Geliebter! Lorenzo weiß alles! — „Mein Gram, dein Edelmuth, deine Leiden „haben ihn gerührt. Er selbst eilte, eine Ver„bindung vernichten zu lassen, die nie vollzo„gen worden war. Er selbst giebt mich „dir! — Ich bin dein!“

23.

Mein? — die Erschütterung war für den Kranken zu heftig. Er sank in Ohnmacht. Aber Liebe und Glück beschleunigten seine Genesung. Nach 6 Wochen lößte sie die furchtbare Verschreibung.

VIII.

Prinz Eduard-Stuart.

Prinz Eduard-Stuart.

1.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschien zu London, insgeheim, über die Flucht und das Schicksal des unglücklichen Prinzen Karl Eduard Stuart, nach dem Verluste der berühmten Schlacht von Kulloden (27. April 1746), ein Buch unter dem Titel: Ascanius, das bald nachher ins Französische übersetzt wurde.

Es enthält unbekannte, herzerschütternde Détails über Eduards-Seelengröße, wie über die Gefahren und Leiden, die der unglückliche Thron-Erbe bestand, und zugleich herzerhebende Züge von der Treue und Anhänglichkeit seiner Unglücksgefährten, die wegen ihres hohen Interesse aufbehalten zu werden verdienen.

2.

In der berühmten Schlacht, die das Braunschweigische Haus auf dem brittischen Throne befestigte, befand sich Eduard bei einem Re-

serve korps, hinter dem Zentrum der Armée. Er verlies den Kampfplatz nicht eher, bis ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst am Schenkel verwundet wurde. — Die Flüchtlinge seines geschlagenen Heeres zogen ihn nach Inverneß fort. Der Feind drängte ihn. Er verließ die Heerstrasse, und stürzte sich mit seinem kleinen Gefolge in einen Fluß jenseits Inverneß. Das Wasser gieng ihm bis an's Kinn. Nur mit der höchsten Anstrengung gelang es ihm, die Gewalt des Stroms zu brechen und das jenseitige Ufer zu erreichen. Der Feind zeigte sich am andern Ufer; Eduard mußte weiter und kam Nachts in das Schloß Hird zu dem Lord Lorat, einem Herrn von der Stuart'schen Partei. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf und ließ seine Wunde verbinden. Er bot ihm zugleich seinen Beistand. Unter des Prinzen Begleitern entstanden nun heftige Debatten über den Entschluß, den er zu ergreifen habe. Der rasche Lord Elcho beharrte darauf, daß Eduard Schottland nicht verlassen und sein geschlagenes Heer wieder sammeln solle. Der Prinz trat zu der besonnenen Partei. Es ward beschlossen, die gesammelten wenigen Flüchtlinge nach Loehabar zu senden. Nur drei Personen sollten den Prinzen nach der Feste Augusta begleiten.

Eduard flüchtete von Aird in der Nacht, und langte durch die Wüsten von Glingari am folgenden Morgen um 3 Uhr in dieser Feste an. Hier traf er nur den treuen M. Cameron, gewöhnlich Lochiel genannt. Eduards eigne Truppen hatten früher die Festungswerke von Augusta vernichtet; hier war keine Garnison, keine Lebensmittel. Der Prinz mußte also weiter auf der Heerstraße nach der Feste Wilhelm; Lochiel, der verwundete, begleitete ihn.

3.

Mittags kamen sie zu Invergari hungrig an. Keine Lebensmittel! Endlich ließ ein Fischer durch eine große Belohnung sich zum Zug bewegen, und brachte ihnen einen Lachs. Aber wer sollte ihn zurichten? Sie schnitten ihn in Stücke. Eduard und sein Begleiter Sullivan brateten ihn an einem Torffeuer.

Nach diesem Mahle wartete Eduard zwei Stunden vergebens auf die fünf Personen, die ihm, nach der Abrede, von Aird aus folgten. Endlich erschien ein Reiter im stärksten Galop. Es war Mac-Donald, einer der fünf Zurückgelassenen. Er glich einem Sterbenden, und konnte kaum sich auf seinem von Schweis trie-

fendem Pferde halten. Vergebens versuchte er abzusteigen. Er sank herab. Seine Züge verkündeten den nahen Tod. Kaum konnte er seinem unglücklichen Gebieter in abgebrochenen Worten noch erzählen: eine Parthei der Kanophells habe ihn und seine vier Gefährten jenseits der Feste Augusta eingeholt und diese gefangen genommen. Er sey durch Hülfe seines guten Roßes entronnen; von den Milizen verfolgt habe er von hinten einen Pistolenschuß empfangen; er habe sogleich die Wunde für tödtlich gehalten, und seine einzige Hoffnung, sein einziger Wunsch sey gewesen, zu den Füssen seines geliebten Gebieters zu sterben! „Ich beschwöre Euer königliche Hoheit zu fliehen! Der Feind ist in der Feste Augusta.“ — Dies waren des Edeln letzte Worte. Er starb, nach seinem Wunsche, zu seines Gebieters Füßen.

Eduards Thränen floßen auf seine Leiche. Eilends verließ er Invergari. Seinem geliebten Lochiel erlaubte der Schmerz seiner Wunden nicht, den Prinzen weiter zu begleiten.

„Ich Unglücklicher!“ rief Lochiel aus, „muß „ich so meinen Gebieter verlassen? Wonne „wäre es mir gewesen, ihn bis ans Ende der „Erde zu begleiten und sein Unglück zu thei„len. — Aber meine Kräfte schwinden. Meine „innigste Wünsche begleiten Sie; mein Herz

„bleibt bei Ihnen; mein Körper kann Ihnen „nicht mehr folgen. Sey Tod oder Gefan„genschaft mein Loos, bei Gott! mein letzter „Athemzug wird noch Gebet seyn für das Wohl „und die Erhaltung meines theuren Gebieters.“

4.

Der Prinz sollte seinen braven Freund verlassen, hülflos, ohne Verband! — Er kämpfte gegen diesen Entschluß. Doch der edelmüthige Lochiel, ängstlich für seinen Gebieter besorgt, beharrte.

„Fliehen Sie, theurer Prinz!“ rief er, „fliehen Sie und überlassen Sie mich der Vor„sehung. Ein ehrlicher Landmann, einst in „meines Vaters Dienste, wohnt nördlich, eine „Meile von hier; dort hoffe ich einen Zufluchts„ort zu finden; vielleicht auch einen Wund„arzt. Der Himmel beschütze meinen königli„chen Herrn!“

5.

Mit gepreßtem Herzen flüchtete Eduard weiter mit den beiden letzteren ihm gebliebenen Gefährten, Sheridan und Sullivan. Mit Tagsanbruch kam er zu Lochbareige an. Hier

überredeten sie ihn, sich niederzulegen; seit fünf Tagen und fünf Nächten hatte er nicht geschlafen.

Eduard erwachte erst Nachmittags; er blieb bis gegen Nacht. Er hörte nichts von den Seinigen, und beschloß also, sich in den Glan von Morar zu begeben.

Die unzugänglichen Wege dieser Gegend zwangen sie, hier ihre Pferde zurück zu lassen, und ihre Flucht in der Nacht zu Fuße fortzusetzen.

Am 19. waren sie mit Tagesanbruch im Glan von Morar. Hier, so wie zu Arisaig, wo sie am nämlichen Tage anlangten, hörten und sahen sie nichts von ihren Gefährten. Doch empfiengen die Einwohner sie freundlich.

Hier beschloß man: Sheridan solle verkleidet auf der Seite des Forts Wilhelm erkunden und von da sich in die Grafschaft Roß begeben, wohin der größte Theil des Prinzlichen Heers geflüchtet war. Der Prinz sollte mit M. Sullivan zu Arisaig Sheridans Rückkunft erwarten; und, sey dies nicht möglich, mindestens einem Vertrauten Nachricht von ihrem Aufenthalte zurücklassen.

Am 27. April kam der Kapitän O Neil und brachte dem Prinzen Nachricht von dem Abfall der mehresten Großen seiner Parthei und der

gänzlichen Zerstreuung seines Heeres. Nun beschloß man, ein Fahrzeug aufzusuchen, um Eduard und die ihn damals umgaben, über Stornwoi nach Frankreich zu schiffen.

6.

Am 28sten schiffte sich der Prinz mit seinem treuen Sullivan und dem Kapitän O Neil in einer achtrudrigen Schaluppe ein. — Anfangs ruderte die Schiffsmannschaft aus allen Kräften; aber beim Einbruch der Nacht, von einem Sturme bedrohet, verlangte sie umzukehren. Der heldenmüthige Eduard weigerte sich. In der Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm. Vergebens beschworen alle den Prinzen, umzuwenden und doch verfehlte er dadurch sein Glück; denn am andern Tage landeten zwei französische Kriegsschiffe zu Arisaig, mit Lebensmitteln und Geld für ihn beladen und kamen glücklich nach Frankreich zurück.

Immer heftiger und heftiger wurde der Sturm und die tobenden Wellen drohten, das kleine Fahrzeug zu verschlingen.

Eduard selbst und seine Gefährten lößten die Ruderer ab. Der Prinz spottete ihrer Angst, und sang mit seinen Freunden ihnen ein Chor

Schottischer Lieder. — Mit neuer Kraft arbeiteten die Matrosen; die Morgenröthe nahte; doch der Sturm tobte fort und endlich gegen 8 Uhr wurden sie an das Ufer einer der Schottischen Inseln, Benbikula genannt, geworfen, an eine Landzunge, Rushneß genannt. Fern war dies vom Ziele ihrer Reise; doch dankten sie dem Himmel für ihre Rettung.

Alle waren von Frost erstarrt. Macleod, Eduards dritter Gefährte, suchte, nebst der Schiffsmannschaft, Holz. Eduard machte zuerst Feuer an. Man wärmte sich und trank Brantwein; Lebensmittel fehlten gänzlich.

Nach einigen Stunden drangen sie ins Innere der Insel. Die Bewohner einiger Hütten, die sie gegen Abend antrafen, nahmen die Flucht. Sie übernachteten in einer dieser Hütten, und nährten sich von einem Huhn; dem einzigen Nahrungsmittel das sie trafen.

Die Schiffsmannschaft legte sich schlafen. Eduard und seine Gefährten, den Einwohnern mißtrauend, hielten Nachtwache.

Am andern Morgen klärte sich der Himmel auf. Sie drangen in der Insel vor, um sich Lebensmittel zu verschaffen; gaben sich für Kaufleute aus, die auf der Fahrt nach den Orkadischen Inseln Schiffbruch gelitten hätten, und erhielten Brantwein, Brod u. s. w.

Am 30sten April schifften sie sich nach Stornwoi ein.

7.

Kaum waren sie im Meere, so überfiel sie ein neuer Sturm, und warf sie ans Ufer der Insel Skalpa. Sie stiegen aus und flüchteten in eine Meyerey. Auch hier gaben sie sich für schiffbrüchige Kaufleute aus. Sullivan nahm den Namen St. Clair an; Eduard den seines Sohns; O Neil war Schiffskapitän und Macleod ein Passagier.

Das Wetter blieb in der Nacht und den ganzen folgenden Tag ungestümm. Eduard beschloß, in der Meyerey die Rückkunft eines Bothen abzuwarten, den Macleod an seinen Bruder zu Stornwoi sendete, um ein Schiff nach Frankreich zu miethen. Indeß bewirthete der Pächter den Prinzen und seine Begleiter sehr gut und ohne Belohnung annehmen zu wollen. Mitternachts kam der Bothe mit der Antwort von M. Jacob Macleod an seinen Bruder: Ein Schiff sey zur Ueberfahrt gemiethet und bereit. — Der brave Kapitän O Neil, entzückt über diese freudige Botschaft, kniete nieder, dankte dem Himmel für die Befreiung seines Gebieters und wünschte diesem Glück. —

Doch der Prinz bezeichnete ihm seine Unruhe über die ihnen noch bevorstehende mancherlei Gefahren.

8.

Den 4. Mai, Morgens, brachen unsre Abentheurer nach Stornwoi auf. Am Abend des andern Tags langten sie an. Unbesonnenerweise hatte Macleod einem falschen Freunde das Geheimniß entdeckt. Bestürzt und beschämt warf er sich dem Prinzen zu Füßen. — Es kam zur Erklärung. Jener Freund Jakobs hatte das Geheimniß verrathen und noch hinzugesetzt: Eduard komme mit fünfhundert Mann nach Stornwoi (dessen Einwohner nicht von seiner Parthei waren) um vor seiner Einschiffung die Stadt zu plündern und in Brand zu stecken. Das Volk hatte sich auf dieses Gerücht bewaffnet. Der Prinz konnte nun nicht in die Stadt; die Einschiffung war unmöglich.

Donald Macleod, wüthend über seines Bruders Unbesonnenheit, wollte ihn niederstossen. Eduard rettete ihm das Leben.

Der edle O Neil war in Verzweiflung; nur der Prinz blieb ruhig. Die Nacht nahte. Sie beschloßen endlich, diese Nacht in einem Mo-

raste an der Küste zuzubringen. Die beiden Macleods sollten in die Stadt, um Lebensmittel zu holen, und diese ihnen zu Mitternacht bringen.

Doch vergebens wurden sie erwartet. Der Prinz hatte nur noch ein wenig schimmlichen Zwieback und Brantwein. Ein rauher Wind und Regen, unter dem Obdach des Himmels, erstarrte sie. Sie giengen diese ganze furchtbare Nacht auf und ab. Am andern Morgen kehrten sie zu ihrem Fahrzeug zurück, um die zwei französischen Fregatten aufzusuchen, die noch zu Arisaig seyn konnten.

9.

Kaum waren sie eine halbe Stunde im Meere; so trafen sie auf eine andere Schaluppe mit Passagieren, die von Benkikula nach den Orkadischen Inseln giengen. Von diesen hörten sie, daß die zwei Fregatten am 3ten Mai ein hitziges Gefecht mit drei englischen Kriegsschiffen in der Bucht von Lochnanauch gehabt; daß aber diese sich entfernt, und daß am 4ten mehrere Personen von Stand sich auf den französischen Fregatten eingeschifft hätten, die wahrscheinlich am nämlichen Tage mit günstigem Winde in See gegangen seyen.

Beinahe hätte diese Nachricht den Prinzen in Verzweiflung gestürzt. Des Landes unkundig, wußten sie nicht mehr wohin sie sich wenden sollten. O Neil rieth, der andern Schaluppe auf die Orkadischen Inseln zu folgen. Doch die ermatteten Bootsleute weigerten sich. Vergebens waren Drohungen, Bitten, Verheißungen. Endlich entdeckten sie ein Schiff, gerade auf ihr Fahrzeug zuseegelnd. „Hunde!" rief O Neil den Schiffern zu, „ihr werdet nun „alle hangen, weil ihr uns aufnahmt!" Dies wirkte; trotz ihrer gänzlichen Ermattung kamen sie so nah an die Küste, daß das Schiff seine Jagd aufgeben mußte. Da indeß die Bootsknechte auf ihrer Weigerung beharrten, nach den Orkad-Inseln zu seegeln, so mußten sie längs der Küste der Insel Benbikula gegen Süden fahren. Hier trafen sie auf zwei andre kleine englische Fahrzeuge; und dies zwang sie, an der Küste einer kleinen wüsten Insel zu scheitern, wo sie vom 6ten bis zum 10ten Mai blieben.

10.

Welche Lage! Ohne Obdach, ohne Nahrung, und das Meer rings um sie von Schiffen aller Art bedeckt! Endlich trafen sie im

im nördlichen Theile der Insel, etwa eine Meile vom Ufer, auf einige verlassene Fischerhütten, in deren einer man glücklicherweise etwas getrocknete Fische zurück gelassen hatte. Doch wagten sie, Ueberfall fürchtend, anfangs nicht, dort zu übernachten. Der südliche Theil der Insel war mit Gesträuch und Dornen bedeckt. In diesen verbargen sich der Prinz und sein Gefolge bei Tage; Nachts kehrten sie zu den Hütten zurück, die sie aber schlecht gegen den unausgesetzten Regen schützten. Die getrockneten Fische tauchten sie in Wasser und kochten sie dann. Wasser hatten sie kein anderes, als das der Regen ihnen lieferte. Sie hielten abwechselnd Wache. Auch der Prinz wollte daran Theil nehmen; aber der edle O Neil gab es nicht zu, und wachte in der dritten und vierten Nacht für diesen und den kranken Sullivan. Die Schiffer weigerten sich der Nachtwache; sie fluchten und murrten; theilten den Brantwein-Vorrath und die Lebensmittel unter sich und versagten allen Gehorsam.

Einst kamen der Prinz und seine Freunde im Gespräche zufällig an dem Ort, wo die Schaluppe verborgen lag. Plötzlich entwarf O Neil den Plan, damit zu flüchten, und die Schiffleute ihrem Schicksale zu überlassen.

„Bleiben wir hier,“ sagte er, „so müssen „wir den Hungertod sterben; unser größtes „Glück wäre noch, gefangen zu werden, und „schwerlich dem Tode zu entgehen. Stechen „wir ins Meer, so kann auch nur Gefangen„schaft oder Tod unser Loos seyn. Vielleicht „aber retten wir uns!“

Nein, erwiederte der großmüthige Eduard; diese armen Leute sind unmuthig, weil sie uns als die Urheber unsers Unglücks betrachten. Grausam wäre es, sie dem gewissen Tode preiß zu geben. — Unter dem kamen sie in das Gebüsch, wo alle ihre Gefährten sich befanden.

„Gesellen meines Unglücks!“ redete Eduard sie an; „kein Schiff zeigt sich in der Gegend. Wer weiß, ob uns der Himmel nicht rettet!“

11.

Alle stimmten ihm bei. Man schiffte sich abermals ein. Ein neuer Streit entstund über die Richtung ihres Laufs. Von Neuem schlug Eduard vor, nach den Orkadischen Inseln zu segeln.

„Der Teufel hole den, der das thut!“ rief einer von den Schiffern. „Wir gehen nach Arisaig, und von da wollen wir schon den Weg in unsre Heimath finden.“ Nach Arisaig!

riefen nun alle einmüthig, und der Prinz schwieg.

Die ganze Mannschaft war bis zum Tode erschöpft. Keinen Bissen zu essen; keinen Tropfen Branntwein hatten sie mehr. Sullivans Krankheit nahm zu; er schlief unaufhörlich.

Am 11. Juni mit Tagesanbruch jagte sie ein englisches Schiff. Sie flüchteten hinter einen Felsen. Abends landeten sie abermals an der Insel Benbikula, und blieben dort bis zum vierzehnten.

Hier hörten sie: Mehrere englische Schiffe kreuzten auf dem Meere, um den Prinzen aufzufangen. Man wußte seine Anwesenheit auf der Insel Skalpa. Dies erzählte ein Gebirgbewohner, ein Flüchtling aus der Schlacht von Kulloden. Er erkannte den Prinzen, und beschloß, zum zweitenmal sein Leben für ihn zu opfern. Er vermochte Eduard, auf der Insel zu bleiben, bis das Meer freyer wäre.

Die Schiffer erkannten nun den Prinzen. Knieend erflehten sie von ihm Verzeihung; und er bewilligte sie. Sie schwuren, für ihn zu leben und zu sterben.

12.

Fern von dem bewohnten Theile der Insel; wußten sie nicht, wo sie übernachten sollten.

Trotz ihrer äussersten Ermattung, beschloßen sie, die ganze Nacht fortzugehen. Der kranke Sullivan mußte getragen werden, und selbst der Prinz bot sich edelmüthig zum Träger seines Freundes an.

Der Gebirgbewohner hatte eine Barke gekauft, trug, um nicht entdeckt zu werden, ein Fischerkleid und trieb die Fischerei. Er bewohnte, nebst einigen andern Fischern, Hütten nahe am Ufer. Dahin flüchteten sie. Aus ihren Kleidern bereiteten sie dem kranken Sullivan ein Bett; und die Fischer rösteten Fische. Gutes Wasser gab es in Menge. Der Prinz und seine Gefährten hielten ein frohes, köstliches Mahl.

Eduard setzte sich zu seinen kranken Freund. Tief gerührt rief er dem Ermatteten zu: „Du „wirst nicht sterben, mein theurer Sullivan! „Du wirst mich nicht in meinem Unglücke ver„lassen! Erbarmender Gott! verhüte es! Ent„reiße mir nicht meinen besten Freund! Oder „willst du mich durchaus verlassen, so nimm „mich mit dir! Welchen Reiz hätte das Leben „ohne dich noch.“

Ja, erwiederte der Kranke, ich kenne die Welt; sie eckelt mich an; aber weil meinem theuren Gebieter mein Daseyn werth ist, so wünsche ich es zu erhalten.

Diese Scene bewegte alle Anwesende, besonders den weichen, zartempfindenden O Neil heftig.

Alle legten sich zur Ruhe und schliefen sanft; nur der für seinen Freund besorgte Eduard nicht. Am Morgen tödtete er einen Seevogel, der rußischen Ente ähnlich, mit einer der zwei Pistolen, die er in seinen Kleidern verborgen trug. Er wurde gekocht. Die Brühe und das Fleisch des Vogels bekamen dem kranken Sullivan sehr gut. Bald fühlte er wieder Kraft genug, zu gehen. Die Uebrigen hielten ebenfalls ein prächtiges Mahl. Sie drangen hierauf ins Innere der Insel, um sich Lebensmittel zu ihrer Einschiffung zu verschaffen. Doch wagten sie diese noch nicht, denn das Meer war mit Schiffen bedeckt.

13.

Die Bootsleute waren nun sehr höflich und edelmüthig geworden. Obgleich alle krankten, erboten sie sich doch freiwillig, abwechselnd den kranken Sullivan unter die Arme zu nehmen.

Um 3 Uhr Nachmittags langte der Haufe am Hause eines Eingebornen an, den der Fischer kannte. Auf dessen Empfehlung verkaufte er ihnen Lebensmittel. Es lief das Gerücht,

aus der Insel Skye sollten Truppen nach Benbikula übersetzen; ohne Zweifel um Eduard und seine Gefährten aufzusuchen. Der Landmann glaubte, sie würden noch diesen Abend ankommen.

Alles dieses setzte den Prinzen und die Seinigen in große Bestürzung. Sie berathschlagten sich insgeheim; der Fischer rieth ihnen, die Nacht in einem nahen Gehölze zuzubringen, das er ihnen anzeigen wolle. Dies ward genehmigt. Sie verbargen sogar den Eingebornen ihren Entschluß, und erklärten, sie würden zur Schaluppe zurückkehren. Statt des begaben sie sich ins Gehölz, und fanden dort eine trockne Höhle, in der sie übernachteten.

Am andern Morgen wurde der Fischer auf Kundschaft gesendet. Mittags kam er mit der Nachricht zurück: „Man erwartet noch heute den Oberst Campbell mit einem Theile der Milizen der Grafschaft Argely. Zwei französische Kriegsschiffe seyen am vierten unter Segel gegangen, und hätten den Herzog von Perth, die Lords Drummond und Elcho, M. Sheridan u. a. Personen von Rang eingeschifft. Der alte Herzog von Athol sey nach langem Umherirren gezwungen worden, sich zu ergeben. Täglich fielen angesehene Männer in feindliche Gefangenschaft. Mehrere Stämme hätten sich

unterworfen. Doch sey noch eine bedeutende Volkszahl dem Prinzen anhänglich und hätten sich zu Lochaber versammelt. Erfahren habe er nicht, wer an ihrer Spitze sey? Die zwei französischen Kriegsschiffe hätten während ihres Kampfs mit den englischen mehrere Kisten mit Geld, Waffen und Kriegsbedürfnissen ans Land gebracht, welches alles von den getreuen Stämmen und vorzüglich von den Herrn Mac-Donnald v. Berisdale u. s. w. in Verwahrung genommen worden sey.

Die Lords Pitsligo, Murrai u. a. hätten sich auf Fahrzeugen gerettet, die sie zu Buchan fanden, und wären wahrscheinlich glücklich in Frankreich angekommen. Unaussprechlich sey indeß das Elend der Zurückgebliebenen und von den zerstreuten Truppen des Feindes auf allen Seiten verfolgten.

14.

Diese Nachrichten trieben unsre Flüchtlinge zur höchsten Verzweiflung. Sullivan schlug vor, daß sie sich wieder zu ihrer Schaluppe begeben, und Moidart, als den einzigen sichern Zufluchtsort, zu erreichen suchen sollten. Der treue Fischer ward auf Kundschaft gesendet. — Er fand das Meer frei. Sie giengen die ganze

Nacht und erreichten endlich die Fischerhütten wieder. Am andern Tage schifften sie sich ein. Der ehrliche Fischer wünschte sehnlich, sie zu begleiten und der Prinz war geneigt, es ihm zu bewilligen; aber der vorsichtige Sullivan hinderte es. Der arme Kerl zerfloß bei ihrer Abreise in Thränen. Er kniete am Ufer nieder und flehte mit Inbrunst den Himmel um Schutz für seinen geliebten Fürsten an. Der Prinz war darüber bis zu Thränen gerührt. Man weiß nicht, was sie hinderte, nach Moidart zu kommen und sie zwang einen andern Lauf zu nehmen.

15.

Am 16ten waren sie auf dem Berg Curraday in der Insel Süd-Uist. Großmüthig nahmen die Einwohner sie auf. Hier ward Eduard von einem eckelhaften Ausschlag angesteckt. Sie schickten ihre Schaluppe zurück und blieben hier drei Tage.

Am 19ten hörten sie, eine Parthei der Milizen der Insel Skye habe sich in die benachbarte Insel Irasky begeben, und werde von da jeden Augenblick zu Currada erwartet. Auf diese Nachricht schifften sie sogleich in einer kleinen Schaluppe nach der Insel Uist. Hier

brachten sie drei Tage und drei Nächte in Höhlen und Felsenklüften zu und nährten sich von ungekochter Gerste. Eduards Krankheit nahm zu.

Am 22sten kam der auf Kundschaft ausgeschickte Kapitän O Neil mit einem Matrosen der zurückgeschickten achtrudrigen Schaluppe. Das Boot eines Kriegsschiffs hatte sie bis nach Irasky gejagt. Auch da wagten sie nicht sich aufzuhalten, weil man dort die Milizen der Insel Skye erwartete. Vergebens hatten sie Arisaig zu erreichen gesucht, wegen der großen Menge englischer Fahrzeuge, die alle Barken durchsuchten. Sie fürchteten verrathen zu seyn, und hatten zu Uist angehalten, um drei kleinen Fahrzeugen zu entgehen, die sie nahe an Benbikula hatten segeln sehen. Eduard beschloß hierauf, die Insel Uist sogleich zu verlassen. Die Matrosen ließen sich endlich gegen einen Lohn von 200 Guineen bewegen, ihre alten Passagiers wieder aufzunehmen. Am nämlichen Abend schifften sie sich ein; am andern Morgen begegneten sie zwei Kriegsschiffen, und dieß zwang sie, umzukehren. Sie blieben diesen Tag und die folgende Nacht zu Lachagnart. Am 24sten reiseten sie nach Lochbusdale ab; eine scheußliche Wüste, wo sie acht Tage sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde verbargen.

An ihrem Landungsplatze fanden sie eine gestrandete Schaluppe, die ihnen in der Folge sehr nützlich ward. Die erste Nacht brachten sie in einer Felsenkluft zu, über die sie das Segel ihrer Barken zeltartig spannten.

Es fehlte an Lebensmitteln. Zwei Schiffsleute wurden in der Schaluppe abgeschickt, und brachten Abends einige Eier, etwas Mehl, Gerste und Brantwein mit.

Sie berichteten, daß der Feind den Prinzen auf allen benachbarten Inseln aufsuche; daß an dem Schottischen Strande ein Truppenkordon gezogen, und daß also der Versuch sich nach Moidart zu begeben, Thorheit seyn würde.

16.

Diese traurige Nachrichten entmutheten endlich den Prinzen. „Theurer Sullivan!" rief er aus, wird das Unglück nie aufhören, uns zu verfolgen? Ein böser Dämon verfolgt mich rastlos. Besser ists, ich ergebe mich, als ich erwarte den Hungertod. — Mein, obgleich starker Körper, muß endlich unterliegen. Meine Familie ist zum Unglück gebohren." Sullivan suchte ihn zu ermannen und es gelang! Täglich wurde die Schaluppe auf Kundschaft, oder nach Lebensmitteln ausgesendet. — Am siebenten Tage

ihres Aufenthaltes schiffte der Kapitän O Neil sich selbst nach Kilbride ein. Ehe er Kilbride noch verlassen hatte, langte, auf das Gerücht der Anwesenheit Eduards, ein Trupp der alten Garnison des Forts Wilhelm, unter dem Befehl des Kapitän Scot, dort an, und O Neil entwischte mit Noth.

Dies erhöhte die Bestürzung der Flüchtlinge. Ihre Lage war nun die schrecklichste. Kapitän Scot konnte sie jeden Augenblick überfallen; er schien von ihren letzten Reisen unterrichtet; und dies konnte ihn leicht bewegen, von Kilbride nach Lochbukdale zu marschiren.

Man berathschlagte sich, und beschloß, die achtrudrige Barke fortzuschicken; die Mannschaft sollte auf Befragen vorgeben: sie habe zwei Passagiers nach der Insel Uist gebracht.

17.

Nun flüchtete sich Eduard mit seinen beiden Freunden in eine Hütte auf einem nahen Berg. Dort übernachteten sie. Der Besitzer war ein armer Bauer, den sie auf Kundschaft aussandten. Mittags kam er mit der traurigen Nachricht zurück, der General Campbell sey zu Bernari, also auf der einen Seite ihnen so nahe, als Kapitän Scot auf der andern Seite zu

Kilbride. Von Feinden umringt, irrte der Prinz mit seinen zwei Freunden von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte. Endlich schien das Glück ihnen zu lächeln. Sie erblickten eine Dame zu Pferd, von einem einzigen Bedienten begleitet. Kapitän O Neil gieng ihr entgegen, und bat sie höflich, einen Augenblick anzuhalten. Die Dame erschrak heftig, und bat ihn, sie nicht zu mißhandeln.

„Madam!" erwiederte O Neil, „fürchten „Sie nichts von einem Unglücklichen, der ohne „Ihren Beistand rettungslos verloren ist. Das „schöne Geschlecht ist mitleidig. Vertrauend „lege ich mein Schicksal, meine Freiheit, mein „Leben in ihre Hand. Ich bin ein französischer „Offizier, und mit meinen zwei Kameraden „dort vom Feinde umringt, wenn die Vorsicht „uns nicht durch ein Wunder rettet. Könnten „Sie uns nicht einen Ausweg anzeigen?"

Mein Herr! versetzte die Dame; Ihr Schicksal rührt mich. Meine Familie war stets dem Königlichen Hause Stuart ergeben. Zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen. Ich komme von Moidart; ich gehe nach —. Dorthin könnten Sie und Ihre Freunde mich begleiten. Aber ich muß durch die Wachen Ihrer Feinde, und das können Sie nicht. Eben so wenig können Sie dahin,

wo ich herkomme; denn die ganze Gegend ist von der Miliz besetzt. — Da unten unter den blauen Bergen, ist zwar ein freier Durchgang, der nach Currada führt; mindestens hörte ich nicht, daß dort Truppen sich befänden; dies ist der einzige Weg, auf dem Sie sich retten können.

18.

Indeß hatten Eduard und Sullivan sich genahet. Der Prinz erkannte die Dame augenblicklich. M. Mac Donald von Süd-Uist hatte sie ihm einst zu Inverneß vorgestellt.

„Fräulein Mac Donald," redete Eduard sie an, „kennen Sie mich nicht mehr?"

Die junge Lady erinnerte sich seiner Stimme und seiner, jetzt durch Leiden entstellten, Gestalt. Sie sprang vom Pferde, warf sich zu seinen Füßen und wollte seine Hand küssen. Der Prinz weigerte sich, im Bewußtseyn seiner traurigen Krankheit, und befahl dem Kapitän, sie aufzuheben. Die Lady, von seinem Zustande tief bewegt, vergoß schmerzliche Thränen.

Die Nacht nahte. O Neil rieth dem Prinzen anfangs, die Kleider des Bedienten zu nehmen und der Lady zu folgen. Doch sie fan-

den dies unthunlich, und man beschloß einmüthig: daß der Prinz und seine beiden Freunde, wo möglich, einen gewissen Platz auf einem Berge von Currada zu erreichen suchen und dort bleiben sollten, bis sie Nachricht von der Lady erhielten.

Diese nahm hierauf Abschied und setzte ihre Reise fort.

19.

Unser erlauchter Abentheurer kam glücklich zu Currada an; und hier erwarteten sie drei Tage Nachricht von Lady Mac Donald. Gezwungen sich Tag und Nacht in einer Höhle zu verbergen, hatten sie keine andere Nahrung, als die ein armer Bauer ihnen brachte; elende Nahrungsmittel, die kaum ihr Daseyn fristen konnten. Eduard schloß nun: die Lady könne, oder wolle ihm nicht Wort halten; denn sie hatte ihm spätestens in zwei Tagen Nachricht versprochen. Am Abend des dritten Tags beschloß er also, das längerhin unertragbare Elend, in dem sie schmachteten, zu enden, und den Kapitän an den General Campbell zu senden, um sich auf die bestmöglichsten Bedingungen zu ergeben.

20.

Dieser verzweifelte Entschluß würde am andern Morgen zuverläßig vollzogen worden seyn, wäre nicht am nämlichen Abend ein Bothe von Lady Mac-Donald mit dem Auftrage erschienen: sie sollten sich aufs schleunigste zu ihr nach Rushneß auf die Insel Benbikula begeben.

Wie aber hinkommen? Man mußte entweder zu Land die gegenüberstehende Küste der Insel Süd-Uist erreichen, und dazu eine von Milizen bewachte Fuhrt passiren; das wagten sie nicht; oder man mußte zu Wasser dahin gelangen. Glücklicherweise kamen sie an eine Stelle, wo sie eine Schaluppe fanden, welche sie an jene Küste brachte.

Kaum waren sie gelandet, so entdeckten sie einen großen Haufen Einwohner. Sie verbargen sich also drei Stunden im Gebüsche. Endlich kamen sie glücklich nach Rushneß; aber nur um neuen Gefahren entgegen zu gehen.

Die Lady hatte sie an die Ruinen eines alten Schlosses, auf einen ihnen bekannten Berg, bestellt. — Sie fanden sie nicht. Sie brachten dort die Nacht zu. Am andern Morgen bemerkten sie einen Trupp Soldaten. Sie nah-

men die Flucht und verbargen sich in einem Moraste. Dort blieb der Prinz und M. Sullivan. Kapitän O Neil gieng zu Herrn Mac-Donald von Clauronald, um sich nach der Lady zu erkundigen. Er fand sie dort, und sie erklärte ihm die Gründe ihrer Abhaltung. Sie versprach, am nämlichen Abend zu erscheinen. Aber auch dieser Plan scheiterte durch die unvermuthete Ankunft des General Campbell mit zwei Kompagnien Miliz. Um diese zu vermeiden, reisete Eduard die ganze Nacht längs dem Ufer, um die entgegengesetzte Küste der Insel zu erreichen.

21.

Der erste Lichtstrahl zeigte ihm den Anblick vier kleiner Fahrzeuge, die mit vollen Segeln auf die Gegend der Küste zueilten, wo sie sich befanden. Der Prinz und seine Gefährten waren nun erschöpft. Fliehen konnten sie nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr; ans Land steigen, nicht, ohne entdeckt zu werden. — Ihre letzte Zuflucht war, sich in das Schilf zu verbergen. Die Fahrzeuge schifften vorbei und sie blieben unentdeckt.

Sie beschloßen nun, sich zu M. Mac-Donald zu begeben. Kaum eine kleine Meile

von seinem Hause begegneten sie mehreren Personen, die diesem anzugehören schienen. Sie flohen alle in größter Eile; und einer derselben erzählte dem M. Sullivan die Ursache ihrer Flucht. General Campbell war im Schloß angekommen, um den Besitzer und alle die Seinigen aufzuheben. Eduard fragte nach der Lady; sie war Tags zuvor weggegangen und noch nicht zurück.

Verzweiflung ergriff nun den Prinzen von neuem. Von neuem beschloß er, sich dem General Campbell zu übergeben, und Sullivan, selbst trostlos, schwieg. Endlich erbot sich der brave O Neil die Lady selbst aufzusuchen, die sie vielleicht noch an dem bestimmten Zusammenkunftsort erwartete. Er gieng dahin, und fand nur einen Bauer, der Holz zur Feuerung zu hauen schien. Er war dahin gestellt, um den Prinzen von dem Orte zu unterrichten, wohin er sich begeben sollte.

Der Bauer fragte ihn selbst, was er suche?

„Ich suche," erwiederte der Kapitän gleichgültig, „ein hübsches Mädchen."

Ich denke also, Ihr sucht Lady Mac-Donald.

Der Kapitän bejahte dies, und der Bauer führte ihn in eine nahe Hütte, wo sie die Lady seit gestern erwartete.

22.

Sie erzählte, da sie den Prinzen nicht am bestimmten Orte angetroffen und einen Theil der Nacht vergebens auf dem Berge gewartet, habe sie sich in diese Hütte verborgen, deren Bewohner ihr ganz ergeben sey. Zwar habe sie vermuthet, daß Campbells Ankunft ihn verhindert habe; doch gehofft, er werde zurückkommen, sobald der feindliche General tiefer in die Insel gedrungen sey. Sie unterrichtete dann den Kapitän von ihrem Plane Eduard zu verbergen, bis ein Schiff zu seiner Ueberfahrt nach Frankreich lande. Sie schickte ihn dann zurück, um den Prinzen und Sullivan zu holen.

Er kam glücklich zurück; aber groß war Eduards Schmerz, als er hörte, daß er sich von seinen treuen Gefährten trennen solle. Die Lady betheuerte: „Es sey ihr unmöglich, mehr als Eine Person zu befreien, und auch diese müsse weibliche Kleider annehmen und für ihre Magd gelten.“

„Ist nur der Prinz gerettet,“ riefen Sullivan und O Neil, „dann erwarten wir ruhig Gefängniß und Tod!“

„Noch verzweifle ich nicht,“ erwiederte die Lady, „auch sie beide zu retten. Ich werde

sie an einen Ort senden, wo sie eine Schaluppe finden werden; diese wird sie nach Raza bringen. Dort empfehle ich sie dem Herrn Mac-Leod. — Glücklich wird er sich schätzen, zwei edeln Männern zu dienen, die sich durch ihre Treue so rühmlich ausgezeichnet haben."

Eduard trennte sich mit den Ergießungen des leidenschaftlichsten Schmerzes von seinen, durch ihre gemeinschaftliche Leiden ihm so theuer gewordenen, Freunden.

Die Lady gab ihm hierauf ein Mittel gegen seinen Ausschlag, und weibliche Kleider. Sie unterrichtete ihn, wie er die Röcke halten solle, und nannte ihn Elisabeth.

Ein Diener benachrichtigte sie, daß Campbell tiefer ins Land gezogen sey. Die Lady begab sich hierauf mit dem neuen Kammermädchen zu ihrem Vetter, und verwendete die Nacht zu den Vorbereitungen, um nach der Insel Skye zu schiffen. Dem Prinzen raubte die Unruhe über das Schicksal seiner Freunde den Schlaf.

Am andern Morgen (den 9. Juny) schiffte sich die edelmüthige Lady mit ihrer neuen Zofe und einem alten treuen Diener, Mac-Leon, nach der Insel Skye ein. Dort hoffte sie Sicherheit für den Prinzen, denn M—, ihr Freund, hatte sich, aber nur zum Schein, un-

terworfen. Dort konnte man wahrscheinlich Eduard nicht suchen.

23.

Die Lady war indeß unruhig, weil der Prinz seine weibliche Rolle sehr schlecht spielte.

Sie gab ihm Nachricht von der Verhaftnehmung des Lord Lorat und anderer Herren von seiner Partei. Eduard vergoß über ihr Schicksal und bei der Erinnerung dessen, das seinem treuen Sullivan wahrscheinlich bevorstand, einen Strom von Thränen; alle Anwesende weinten mit ihm.

Von einem dichten Nebel begünstigt, schifften sie glücklich durch die um die Insel Skye kreuzenden Schiffe, und landeten endlich um Mitternacht und am Rande eines Felsens. Hier blieben die Lady und Eduard, indeß Mac-Leon voraus gieng, um zu erkunden: ob der Ritter A. Mac-Donald zu Hause sey, und die Lady sich sicher zu ihm begeben könne?

Der alte Diener fand zwar den Weg nach dem Schlosse, aber rückwärts verirrte er sich. Ungeduldig erwartete ihn seine Gebieterin. Endlich brach der Tag an; die Lady und ihre Zofe waren also gezwungen, in die Schaluppe zurück zu kehren und sich in einer nahen Bucht zu ver-

bergen, um nicht den allenthalben an den Küsten laurenden Milizen in die Hände zu fallen.

24.

Gegen 10 Uhr kamen sie an das nämliche Ufer, und die Lady, von ihrem verkleideten Kammermädchen und zwei Ruderern begleitet, ließ sich den Weg nach dem Schlosse des Baronets A. zeigen. Nach einem Marsch von zwei Meilen fanden sie endlich Mac Leon, der sie den ganzen Morgen gesucht hatte. — Der Baronet A. war nicht zu Hause, aber seine Gattin; und diese bereit, den Prinzen aufzunehmen. Sie schickten also die Schaluppe zurück und giengen gerade in das Schloß des Baronets.

Eduard blieb dort zwei Tage, die Nächte ausgenommen, im Zimmer seiner Gebieterin verborgen. Aber am 13. Abends verlangte eine Partei des Mac-Leods, bekannt mit der Anhänglichkeit des Baronets A. an das Haus Stuart, die Fremden zu sehen, von deren Ankunft sie gehört hatten.

Man führte sie in das Zimmer der Lady Mac Donald, wo sich diese mit der Lady A. und der vermeintlichen Elisabeth befand.

Eduard hörte die Soldaten an der Thüre pochen, und hatte die Geistesgegenwart, sogleich aufzustehen und sie zu öffnen. Dadurch wurde er weniger bemerkt. Die Miliz gewahrte nur Frauenzimmer und entfernte sich, um alle übrige Zimmer und Winkel des Hauses zu durchsuchen. Sie fragten den alten Mac Leon aus; dieser beharrte darauf, daß er einzig mit seiner Gebieterin, ihrer Zofe und zwei Ruderern angekommen sey, die nach Benbikula zurückgekehrt wären. Indeß hatte dieses Ereigniß die ängstliche Lady sehr beunruhigt. Sie schickte also den Prinzen zu einem Geschäftsmann des Baronets A. Dort blieb er ruhig bis zum 16ten, wo ihn neue Reisen und neue Gefahren erwarteten.

25.

Das Gerücht von Eduards Ankunft, Aufenthalt und Verkleidung verbreitete sich bald auf der ganzen Insel. Glücklicherweise kam so eben M. Mac Donald von Linsborough zu dem Geschäftsmann des Baronets; dorthin kam auch die Freundin des Prinzen. Sie entdeckte diesem des Prinzen Verkleidung und der edelmüthige Mac Donald erbot sich ihn aufzunehmen.

Er war nun geheilt und hatte wieder Kräfte gesammelt. Kinsborough war zehn Meilen von seinem letzten Aufenthalte entfernt. Sie machten den Weg zu Fuß, und Mac Donald konnte kaum ihm nachkommen. Die Flüße durchwadete er; nur konnte er mit den Weiberröcken nie fertig werden, und bei Feinden hätte ihn sein linkes Wesen unstreitig verrathen. Zu Kinsborough hatte er nur einen Tag Ruhe. Schon am 17. kam seine Gebieterin und beschwor ihn, eilig zu flüchten. Seine Verkleidung war verrathen, und man forschte ihm aufs sorgfältigste nach. M. Mac Donald gab ihm sogleich eines seiner Kleider und miethete eine Schaluppe, um ihn zu M. Mac Donald von Raza zu bringen. Dieser empfing ihn mit den lebhaftesten Beweisen von Verehrung und Anhänglichkeit.

Eduard erkundigte sich nach seinen Freunden Sullivan und O Neil. Zu seinem Kummer hatte man sie dort nicht gesehen; nur gieng das Gerücht: Sullivan habe sich auf einem der französischen Kriegsschiffe eingeschifft.

26.

Drei Tage blieb Eduard zu Raza; ohne Aussicht auf ein Schiff zu seiner Ueberfahrt. In seiner Unruhe schiffte er sich am vierten wie-

der nach der Insel Skye ein, um sich zu dem alten Laord von Knion zu begeben, von dem er nach Mac Leods Versicherung alle mögliche Hülfe zu erwarten hatte. Glücklich vollendete er diese gefährliche Ueberfahrt. Hier machte er eine Reise von dreißig Meilen zu Fuß, nur von einem ehrlichen Schiffmann begleitet. Er trug ein Felleisen mit Wäsche und Lebensmitteln auf dem Rücken, und duldete nicht, daß sein Gefährte ihm diese Last erleichtete. Beide wußten keinen Weg. Einst fragte Eduard einen Edelmann, den er auf einem Berge antraf. Dieser hatte den Prinzen vorher an der Spitze eines siegreichen Heeres gesehen, erkannte ihn, und fragte: Ob er nicht der Prinz sey? Eduard, bestürzt doch gewahrend, daß jener nur einen einzigen Diener bei sich hatte, bekannte es und nahte sich ihm, in der Absicht: getödet zu werden, oder ihn mit einer großen Kette, die er in der Hand trug, zu tödten.

„Haltet ein, Prinz!" rief der Edelmann; „ihr habt auf Erden keinen treuern Freund, „als mich!"

Eduard erkannte in ihm den braven Kapitär Mac Leod, der sich erbot, ihn zu M. Kinnon zu führen. — Er erzählte ihm: Sullivan und O Neil seyen auf der Insel Süd-

Uist *); Lady Mac Donald. M. Mac Donald von Kingsborough und der Geschäftsmann des Baronet A. auf der Insel Skye verhaftet worden. Unaussprechlich war Eduards Harm über das Unglück seiner Freunde.

27.

Der alte Laird erkannte den Prinzen sogleich, und sank, in Thränen zerfließend, zu seinen Füßen. Tief gerührt hob ihn Eduard auf. Der ehrwürdige Greis erklärte ihm: er sey in dieser Insel nicht sicher, und könne dort nur Eine Nacht bleiben. „Doch hoffe ich," setzte er hinzu, „Ew. königl. Hoheit zu Ihren Freunden nach Lochaber zu bringen, wo Sie bis zur Ankunft eines Schiffes zur Ueberfahrt nach Frankreich in Sicherheit bleiben können."

Indeß beurlaubte sich der Kapitän Mac Leod, und erklärte dem Prinzen: er werde

---

*) Dies war falsch. Sullivan landete im August in einem Fischerboote zu Blankenberg, zwischen Bruges und Ostende, und begab sich nach Versailles, um den französischen Hof von Eduards Schicksal zu unterrichten. O Neil wurde verhaftet, im Schloß zu Edinburg eingesperrt, und endlich als französischer Offizier auf sein Ehrenwort entlassen.

sich absichtlich verhaften lassen, um Eduards Feinde durch irrige Nachrichten auf eine falsche Spur zu bringen und dadurch dessen Flucht zu erleichtern.

Vergebens waren des Prinzen Vorstellungen; der Kapitän beharrte auf seinem edeln Entschluß, führte ihn aus und dem hatte jener wohl einzig seine glückliche Ueberkunft nach Lochaber zu verdanken.

Der ehrliche Greis begleitete Eduard auf seiner Reise und verließ ihn nicht, bis er ihn in ein freundschaftliches Haus, als eine sichere Freistatt, gebracht hatte. Das Unglück, das alle Freunde Stuarts verfolgte, wollte, daß der gute Alte mit seinen Begleitern auf der Rückreise aufgefangen wurde.

28.

Sieben Tage blieb Eduard unter seinen Freunden vom Stamm Morar. Ein Bothe, den er nach Lochaber gesendet hatte, brachte ihm einen Brief von dem tapfern Donald Mac Donald von Lochgarie. Dieser unbezwungene Anführer foderte den Prinzen auf, sich nach Lochaber zu begeben. Hier würde er einen kleinen, aber durch seinen Muth furchtbaren Haufen von Gebirgbewohnern finden, bereit,

den letzten Tropfen ihres Bluts zu seiner Vertheidigung zu vergießen, bis er sicher nach Frankreich abschiffen könne.

Der Prinz, als Berg-Schotte verkleidet, reisete sogleich ab, überstieg glücklich den Berg von Morar, und am 18ten Juli kam er nach Lochaber, wo ihn Locharin an der Spitze von hundert tapfern Berg-Schotten mit Entzücken aufnahm. Mit diesem kleinen treuen Haufen schweifte er umher, und täuschte die Wachsamkeit der zahlreichen feindlichen Truppen.

Als der Prinz zu Lochaber nicht länger in Sicherheit war, gieng er nach Badenoch. Hier traf er M. Lochiel und M. Mac Donald von Barisdale. Der Doktor Cameron, sein Bruder, und andre waren bei ihm. In einer Höhle, ihrem gewöhnlichen Versammlungsplatze, begann nun eine höchstrührende Scene des Wiedersehens, die allen Anwesenden Thränen entlockte.

29.

Während ihres Aufenthaltes zu Badenoch fielen zwischen den Leuten des Prinzen und den einzelnen feindlichen Parteien häufige Gefechte vor. Einige seiner Freunde wurden getödet. Zuletzt durften sie nur zu zwei, oder drei sich

hinaus wagen. Sie vertheilten sich also, unterhielten aber durch Bothen immer noch Gemeinschaft. Mehrere derselben fielen dem Feinde in die Hände; keiner verrieth ihren Gebiether.

Gegen Ende Augusts erfuhr Eduard und seine Freunde, daß zwei französische Kriegs-Fahrzeuge von St. Malo nach Schottland gesegelt seyen. Es war der Glückliche von dreißig Kanonen mit drei hundert Mann, und der Prinz Conti von zwei und zwanzig Kanonen und hundert vierzig Mann. Sie waren von Frankreich ausgerüstet, um den Prinzen und seine Gefährten aufzusuchen.

Diese Schiffe landeten — eine glückliche Vorbedeutung — zu Lochnanaugh, wo er zum erstenmal an die Schottische Küste stieg.

30.

Der edelmüthige Eduard weigerte sich einzuschiffen, bis alle seine Freunde und Unglücksgefährten, die man versammeln konnte, am Bord waren. Er verbarg sich daher mit der größten Gefahr und Beschwerde vom 6. bis zum 19ten September, theils in den Umgebungen von Arisaig, theils in der Stadt selbst, und wurde glücklicherweise nicht entdeckt. Vergebens bekämpften der treue Lochiel und seine übrige

Freunde diesen großmüthigen aber gefahrvollen Entschluß. „Nein,“ erwiederte der Prinz, „nie soll mein Volk mir vorwerfen können, es „verlassen zu haben, wie einst mein Vater *). „Ich will der letzte seyn, der dieses Land verläßt, und kann ichs hindern, so soll auch nicht „Ein Mensch aufgeopfert werden, den ich hätte „retten können!“

31.

Endlich, am 19. September, da er sah, daß alle eingeschifft waren, die nicht den Tod oder Gefangenschaft gefunden, oder sich unterworfen hatten, begab er sich mit fünf und zwanzig Edelleuten und hundert und sieben andern Personen an Bord des Glücklichen, nnd trotz der zahlreich kreuzenden englischen Schiffe, war auch ihre Fahrt glücklich.

Als sie die Küste von Kornwallis umsegelten, wurden sie von einem englischen Kriegsschiffe verfolgt; doch ein dichter Nebel entzog sie auch dieser Gefahr.

Am 29. September kamen sie zu Roscoff bei Morlaix an, und der Prinz stieg sogleich

---

*) Nach der Schlacht von Dumblain, 1716.

ans Land. Hier kniecte er nieder und dankte der Vorsicht für seine wundervolle Rettung.

Er und die übrigen Edelleute waren in dem traurigsten Aufzuge. Ihre Kleider, die sie seit der Schlacht von Kulloden nicht gewechselt hatten, fielen in Stücken von ihnen.

Der Prinz eilte nach Paris, und von da nach Fontaineblau, zum König, der ihn aufs zärtlichste empfieng.

IX.

Die Cirkaßierinn.

Die Cirkaßierinn.

1.

Freiherr von Welmar, ein schlesischer Edelmann, verlor früh seine Eltern. In dem Hause seines biedern Onkels und Vormunds und dessen gutmüthiger, kinderloser Gattin ward er gebildet.

Zu ernsten Wissenschaften zeigte er wenig Neigung, aber schöne Literatur und vorzüglich Sprachen zogen ihn an. Diese erlernte er mit Leichtigkeit. Seine guten Pflegältern ließen dieß so hingehen, denn er besaß bedeutendes Vermögen. Sie glaubten also, es sey hinreichend, wenn er sich Hilfsquellen in geistiger Bildung erwerbe für das freie unabhängige Leben, das ihn einst erwarte. Desto größere Sorge wandten sie auf die Bildung seines Herzens.

Das gelang ihnen leicht, denn dem kleinen lebhaften, beweglichen Edmund hatte die Natur ein sanftes, weiches, wohlwollendes Herz

beschieden; theilnehmend an fremden Leid und als Kind schon in der Freude exaltirt.

2.

Mit diesen Anlagen bildete sich das Kind allmählig zum interessanten Jüngling aus, aber auch mit den Jahren seine Empfänglichkeit, seine Regbarkeit, sein Schönheitssinn, seine vorherrschende Neigung für das schöne Geschlecht.

Die guten Pflegältern bemerkten dies zeitig, und bemühten sich allerdings, diesem früh sich entwickelnden Hange entgegen zu arbeiten. Eben daher brachten sie den größten Theil des Jahres auf dem Lande, und auch da ziemlich abgesondert, zu.

Allein alles dies half wenig. Edmund wußte selbst auf dem Dorfe sich Gegenstände für seine Imagination und sein liebesehnendes Herz zu schaffen. Die Tochter des Schulmeisters, die Töchter der benachbarten Landgeistlichen und Beamten zogen abwechselnd ihn an; keine fesselte ihn. Denn daran hinderte ihn gerade dieser allzurege Schönheitssinn; und so flatterte er denn von der Blondine zur Brünette, von dem muthwilligen Käthchen zur ernsten Rosalie; aber stets erklärte er den

heftigsten Widerwillen gegen den Ehestand und alle Fesseln der Neigung.

3.

Allerdings mißfiel dieser Zug seinen Pflegeältern; besonders dem guten Mütterchen, das noch sehr auf alte züchtige Sitten hielt und ihrem Eheherrn bald ein halbes Jahrhundert mit unerschütterlicher Treue angehangen hatte. Indeß trösteten sie sich damit, daß Edmund mit jenem leichten Sinne in Absicht der Weiber, zugleich einen hohen Grad von Rechtlichkeit und Tiefe des Gemüths verband. Verführung der Unschuld war ihm fremd, und die Störung häuslichen Glücks ein Gräul.

4.

Indeß war Edmund im drei und zwanzigsten Jahre, und sollte zu seiner Ausbildung auf Reisen gehen. Daß man ihn, bei dieser Beweglichkeit seiner Imagination, in der grössern Welt sich selbst nicht überlassen konnte, das fühlten die guten Pflegältern wohl. Aber verlegen waren sie in der Wahl des Führers.

Ein glücklicher Zufall endete ihre Unentschiedenheit. Baron Blenheim, ein Verwandter

des Hauses, kam so eben aus Italien zurück und zu ihnen auf Besuch. Der Mann war etwa 40 Jahre und galt für einen Philosophen, oder Sonderling; denn er war Wittwer, und brachte sein ganzes Leben ausser der Heimath zu.

Er näherte sich bald unserm Edmund. Der geist- und kraftvolle Jüngling zog ihn an, und dieser ward wieder von dem Ernste des Barons, seiner Welt- und Menschenkenntniß angezogen. Er hieng an seinen Lippen.

Mit Wohlgefallen bemerkten die Alten diese wachsende Freundschaft. Alle Gespräche des Barons waren abgemessen; er ehrte Sitten, Tugend und Konvenienz; er sprach selbst mit Wärme von Religion und Glauben; er war nüchtern, ordentlich, als ein guter Wirth bekannt; und so gewann er denn bald die Herzen der frommen Mutter und ihres biedern Gatten.

5.

Sie entdeckten dem Baron ihre Verlegenheit wegen Edmunds Ausflug. Der Baron bot sich an, auf eine Reise, die er nächstens anzutreten gedachte, ihn mitzunehmen, und in jeder

Beziehung der **Mentor** des edeln, von ihm geliebten Jünglings zu seyn. Groß war der Dank und die Freude der Aeltern; heiß und schwärmerisch die des Jünglings.

Die Reiseanstalten wurden gemacht. Die gute Pflegemutter versorgte ihren Liebling mit einer Bibel, Schmolke's Morgen- und Abend-Andachten und einer Menge selbstgebackenen Naschwerks; der Pflegevater mit guten Lehren und Ermahnungen. Zwei Jahre sollte er abwesend seyn; dann sollte er — so hofften sie — sich vermählen und die Verwaltung seiner beträchtlichen Güter übernehmen.

6.

Nach einem thränenreichen Abschied fand sich endlich der Baron mit Edmund allein im Wagen. Noch wußte dieser kein Wort von dem ersten Ziele ihrer Reise. Jetzt erst brachte er es zur Sprache. „Wahrscheinlich," fieng er an, „werden wir zunächst nach Frankreich ge„hen; nicht wahr, Baron?"

Das ist durchaus nicht meine Absicht; versetzte der neue Mentor. Zwar sind dort jetzt die Kunstschätze einer halben Welt aufgehäuft. Aber könnte ich auch der Idee mich erwehren,

daß sie außer ihrem klassischen Boden, also nicht mehr in ihrer wahren Heimath sind, so bleiben doch alle Kunstschätze weit hinter dem Meisterstücke der Schöpfung, dem Menschen.

„Sie haben Recht,“ unterbrach ihn Edmund, „die französischen Weiber —“

Sind allerdings allerliebste Geschöpfe; die anmuthigsten Schwäzerinnen und Komödiantinnen von der Welt; wahre Zauberinnen, die mit ihrer liebenswürdigen Frivolität alles, alles vermögen und können — nur lieben nicht!

„So?“ sagte Edmund mit gesenktem Blick. „Unsere Reise geht also wohl zunächst nach „der Schweiz?“

Nichts weniger! Allerdings ist dieses große Operntheater der Natur Einmal des Sehens werth, wie jedes Panorama. Aber diese Riesengeburten, diese kolossale Wehen der Natur, muß der gereifte Mann anstaunen; dem Jüngling, dem schwärmenden vorzüglich, sind sie Gift. Wie klein erscheint ihm von nun an die Welt, in und mit der er doch leben muß! Alle seine Ideen nehmen den gigantischen Karakter an. Alles sieht er von der Spitze des Rigi oder der Jungfrau, und fällt jeden Augen-

blick auf die Nase. — Dort, mein lieber Telemach (so nannte ihn der Baron), können Sie nach der Heimfahrt zusprechen; allenfalls am Arme eines geliebten Weibes; desto besser.

„So werden wir wohl durch Tyrol nach Italien gehen?“

Nach Italien? Das ist wohl das letzte Land, in das ich meinen jungen Freund führen werde. Wie? Einen Jüngling mit brennender Phantasie und glühendem Blute nach dem heißen Italien? Nicht, daß Sie sich dort verlieben möchten; denn wahrhaftig! das ist bei den Italienerinnen, so reizend sie auch sind, schwer genug; weil die Italienerinn die Liebe als ein Fieber betrachtet, und indeß sie ganz Liebe zu seyn scheint, nichts mehr und nichts weniger als ganz Sinn ist.

„Sie besorgen also?“

Daß diese niedliche Madonnengesichter, diese edle Profile, diese schlanken Gestalten sie fesseln, und mein Telemach über Epikurs System hinausschweifen möchte.

„Epikurs-System lassen Sie mir gelten?“

Allerdings; Epikur, unter allen Philosophen der verkannteste und mißhandelste, ist ohne Wi-

dersprach der größte Weise aller Zeiten und Völker. Das Naturgesetz ehren, mit Weisheit genießen, das ist die Quintessenz seines Systems, und wenn darin nicht Vernunft ist, so sind wohl alle Philosophen der Vorzeit und Zeit keine Obole werth. Gerade aber von diesem System würde sich mein Telemach in Italien am weitesten verirren; vielleicht so verirren, daß es der Minerva selbst unmöglich wäre, ihn zurück zu führen.

„Aber, um aller Götterwillen, in welches Land werden wir denn gehen, um als wahre, reine Epikuräer leben zu können?"

Nach der Levante! — erwiederte der Baron ernst.

„Nach der —?" Das Wort blieb dem erstaunten Jüngling auf den Lippen.

7.

Nach der Levante! wiederholte der Baron. Dort habe ich mehrere der glücklichsten Jahre meines Daseyns verlebt.

„Sie, Baron?"

Ich, wie Sie mich sehen.

„Und im Turban?"

Warum nicht? — Wahrscheinlich theilen Sie über Mahomeds Lehren die gewöhnlichen Ansichten der Christen. Haben Sie den Koran gelesen?

„Nein; aber so viel ich davon weiß —“

Wenn Sie nicht wissen, daß er die reinste Sittenlehre, den beglückendsten Vernunftglauben enthält, so wissen Sie nichts. Mahomet war Gesetzgeber und paßte seine Gesetze dem Genius und den Sitten seines Volkes an; dies ist alles, was man zu ihrem Nachtheile sagen kann.

„Also im ganzen Ernste, Baron, unsere Reise geht —“?

Gerade nach Konstantinopel; um dort unter dem lachendsten Himmel, in der blühendsten Natur, von Neid und Vorurtheilen unbelauscht und unbekrittelt, frei, wie die Götter, des Daseyns Freudenkelch mit vollen Zügen zu leeren!

„Wie? Unter einer despotischen Regierung, die ihre Veziere und Bassen mit Stricken lohnt, und die Christen verabscheut?“

Darum wollen wir weder Vezier noch Bassa werden; obgleich der weise Bonneval sich bei seinen drei Roßschweifen dort recht wohl be-

fand, und glücklicher als Anakreon entschlief. Der seidene Strick ist gewöhnlich alles, was die Europäer wissen; daß aber die Ottomannen die toleranteste, so wie die redlichste Nation sind — doch Sie sollen sehen! — Und was den Abscheu gegen die Christen betrifft, so soll uns der Turban schützen!

„Wie? der Turban?" rief Edmund erstaunt. „Wir nehmen den Turban?"

Und warum nicht? — Ist es denn nicht gleichgültig, sich in ein weites oder enges, kurzes, oder langes Gewand zu kleiden? Die Tracht ist bequem, dem Körper angemessen, edel, und erhebt die männliche Gestalt. Und schläft sich's auf Ottomannen selbst bei uns nicht besser, als in Betten?

Edmund schwieg. Obgleich die Weiber immer und zumal da, wo türkische Sitten zur Sprache kamen, seine erste Idee waren; so wagte er es doch jetzt gar nicht, ihrer zu erwähnen. Die Neuheit des Planes überraschte ihn; er bemühte sich, seine geheime Freude zu verbergen. Auch der Baron erwähnte der Weiber und Harems mit keinem Worte. Und so steuerten sie denn über Venedig nach Konstantinopel.

8.

Sie langten glücklich an, und der Baron miethete sich in der Vorstadt Pera, in einem niedlichen orientalisch verzierten und meublirten Hause ein, das ein bedeutender Garten begrenzte. Hier wechselnten sie die Tracht. Edmund gefiel sich in dem Gewandte des Orients, das seinen natürlich schönen Wuchs erhöhte. Der heitere Himmel, das bunte Gewühl der Asiaten und Europäer, die üppige Vegetation, die mit Pfirsichblüthen übersäeten unabsehlichen Weiden, entzückten ihn. Nichts aber konnte ihm die Entbehrung des weiblichen Umgangs ersetzen. Er ward bald düster und schwermüthig. Diese reizenden aber verhüllten Gestalten, die er zu den Moscheen wandeln sah, erhöhten nur seine Schwermuth.

„Der Kaufmann aus Georgien ist angekommen!" rief der Baron einst bei seiner Heimkunft unserm Edmund zu: „Nun ist es Zeit, „daß wir uns Gesellschaft verschaffen. Zunächst „aber, mein lieber Edmund! ist es billig, daß „ich für Sie, als den Jüngeren, sorge."

Er zog ihn nun fort auf den Markt und wählte dort, mit Edmunds Zustimmung, drei liebliche Mädchen aus, die, außer ihren reizen-

den Formen, durch ihre Fähigkeiten in der Musik, in der Stickerei und im Tanze sich auszeichneten.

9.

Edmund lebte nun wieder auf. Er bemühte sich, ihre Sprache zu lernen, indeß Zeichen die Stelle vertraten. Seine Freundlichkeit, seine Gefälligkeit entzückte die armen, gutmüthigen, aber ungebildeten Geschöpfe. Sie strebten um die Wette, ihn durch ihre kleinen Künste zu unterhalten. Allmählig lernte er sie verstehen. Ihre Anhänglichkeit, ihr rastloses Mühen, ihm zu dienen, ihm zu gefallen, verscheuchten seinen Unmuth; ihre gutmüthige Naivetät zog ihn an. Der Baron hatte sich seit ihrer Ankunft in ein anstoßendes Haus zurückgezogen und besuchte seinen Telemach nur von Zeit zu Zeit, um die schönen Abende mit ihm im Garten zuzubringen, indeß die Mädchen tanzten und sangen.

10.

Noch hatte Edmund für keine derselben sich bestimmt; jede hatte eigne Reize; alle waren gleich gefällig, gleich aufmerksam auf seine Wün-

sche, gleich zuvorkommend. Durch jeden Vorzug der Einen fürchtete er die Andern zu betrüben. Er war den guten Kindern herzlich gewogen; aber es waren seine Dienerinnen, seine Sklavinnen! Alle ihre Liebkosungen erschienen ihm als Ergießungen der Dankbarkeit, als Wirkungen der Abhängigkeit. Sein Herz blieb kalt, und allmählig sank er in seine vorige Schwermuth zurück; er suchte Zerstreuung, und fand sie nirgend.

11.

So verfloßen sechs Monate, ruhig, aber nicht glücklich. Der Baron erpreßte ihm einst an einem traulichen Abend das Geheimniß seines Herzens.

Edmund sehnte sich zurück nach dem Occident, nach dem freien Tausche freier Empfindungen, und bekannte dies seinem Mentor. „Ich sehe wohl," sprach der Baron lächelnd, „die Ansichten und Sitten unsers Vaterlandes „haben zu tief bei Ihnen gewurzelt, als daß „Sie Sinn haben könnten für die philosophische Glückseeligkeit. Ihr Herz will kokettiren; und dazu ist freilich der Orient nicht „das schicklichste Land. Hier ist der Sinnengenuß zu Hause. Doch vielleicht gelingt es

„mir, Sie auch hierin zu befriedigen. Man „hat mir kürzlich eine reizende Cirkaßierinn an„geboten, die mit der üppigen Form des Ori„ents zugleich alle Talente der Europäerinnen, „ja selbst die Kenntniß unsrer Muttersprache „vereinigt; denn ihre Mutter, bei einem Ein„fall der Türken in Siebenbürgen geraubt, „war eine Deutsche, von der sächsischen Nation. „Nur ihr ernstes, stilles, schwärmerisches We„sen schreckte mich ab. Ich fürchte, sie wird „eine schlechte Gesellschafterin seyn."

„Desto besser!" rief Edmund seufzend aus. „Dieser Ernst, diese Schwärmerei be„zeichnen vielleicht Tiefe des Gefühls."

„Wir wollen Naiden sehen," erwiederte der Baron; „und dann entscheiden Sie selbst."

12.

Am andern Morgen erschien Naide in Begleitung des Barons und ihres Gebieters. Eine schlanke Blondine von siebenzehn Jahren, von edlem Wuchs.

Man ward um den Preis einig, den zwar der Baron, aber nicht Edmund, hoch fand. Verschleiert stand sie vor ihnen. Als ihr Herr sich entfernt hatte; hob sie auf Edmunds zartes

Bitten den Schleier, und schlug die schönen blauen, bis jetzt stets zur Erde gehefteten Augen auf, in den unserm Edmund das Paradies sich zu öffnen schien.

Sie beantwortete alle freundliche Fragen Edmunds über ihr Vaterland einsylbig; die dringenden Bitten des bescheidenen Jünglings um ihre Zuneigung erwiederte sie nur durch die Versicherung ihres Gehorsams und ihrer Treue, und durch Thränen über ihr Schicksal.

Edmund betheuerte ihr seine Achtung, und führte sie in den Kreis ihrer Gespielinnen, von denen sie mit der unbefangensten Herzlichkeit empfangen wurde. Edmund befahl diesen, Naiden als ihre Gebieterinn zu ehren, und entfernte sich.

13.

Unmöglich konnte er sich's verbergen, sein Herz war zum erstenmal gerührt; verschwunden war seine sonstige oft muthwillige Lebhaftigkeit, sein Flattersinn — er liebte!

Naide war der Gegenstand seiner zartesten Ehrfurcht, wie seiner Liebe. Nur schüchtern nahte er sich ihr. Das Bekenntniß seiner Empfindungen erstarb auf seinen Lippen. Nur

durch die höchste Aufmerksamkeit, nur durch Geschenke von Blumen, welche die Morgenländer sinnig zu Symbolen der Empfindungen wählen, wagte er es, sich ihr zu entdecken. Sie schien von seiner Güte gerührt; doch nichts verrieth Erwiederung, und gegen ihre Gespielinnen betrug sie sich mit einer Würde und Anmuth, die Edmunds Liebe endlich zur höchsten Leidenschaft trieb. Der Baron bemerkte dies und wünschte ihm Glück.

„Bedauern Sie mich vielmehr," erwiederte Edmund, „denn Naide liebt mich nicht!"

Ein satyrisches Lächeln war des Barons ganze Antwort.

14.

Einst, als auf Edmunds Bitten Naide an einem orientalischen Sommerabende auf der Guitarre spielte, begleitet von dem Gesange ihrer Gespielinnen, überwältigte ihn seine Leidenschaft. Er stürzte zu ihren Füßen und beschwor sie um Gegenliebe.

Erschrocken sprang Naide auf. „Sie sind „mein Gebieter!" rief sie; „nur das freie „Weib kann Liebe geben. Ihr Edelmuth schützt „mich gegen Ihre Rechte; meine Abhängigkeit „gegen mein Herz."

Nein! Nein! Naide, Du bist meine Gebieterin! Du bist frei!

„Wohl! So geben Sie mir die Freiheit; so „lassen Sie mich zurück in mein Vaterland.“

Du wolltest mich verlassen? auf ewig verlassen?

„Nur ein Gatte kann mein Herz besitzen; „und ich bin ihre Sklavin.“

Von diesem Augenblicke nicht mehr! Doch Du verläßt mich nicht.

„Meine Mutter weint über unsre Trennung. “Lassen Sie mich Ihre Thränen trocknen.“

Und dann? Naide! und dann? —

„Dann sehe ich Sie wieder; das ist alles, „was ich jetzt Ihnen versprechen kann.“

Der Baron erschien, und Naide entfernte sich.

15.

Am andern Morgen war sie verschwunden. Verzweiflungsvoll stürzte sich Edmund in des Barons Arme.

Beruhigen Sie sich, sagte dieser. Naide war bei mir; sie ist in Gesellschaft ihres Oheims in ihre Heimath zurückgekehrt. Doch Ihre Liebe, Ihre Treue hat sie gerührt. Sie sind geliebt.

„Wär's möglich? Aber wann, wann „werde ich sie wieder sehen?"

Ihre Mutter sehnt sich nach ihrer Heimath. Der unnatürliche Vater, der das liebe Mädchen verkaufte, ist todt. Wir reisen nach Deutschland zurück, und suchen dort sie auf.

„Und wann?"

Bald. Ihre Pflegemutter ist krank, wie dieser Brief sagt, den ich gestern erhielt. Sie wünscht Sie noch zu sehen. Sie beschwört mich, ihre Rückkunft zu beschleunigen. Sie hat es verdient, daß Sie diesen Wunsch erfüllen.

„O meine gute Mutter!" rief Edmund schluchzend aus. „Ja, ich reise; und Sie?"

Mich halten auf einige Wochen noch Geschäfte mit einem armenischen Kaufmanne zurück, den ich von Salonichi erwarte. Dann eile ich zu Ihnen, und vielleicht Naide mit mir.

„Wär's möglich?" rief der entzückte Edmund, und erstickte beinahe den Baron mit seinen Umarmungen.

16.

Edmund gab seinen Sklavinnen Freiheit und Geschenke. Die armen Geschöpfe klammer-

ren sich um seine Füße; sie wollten ihn nicht verlassen. Agelia, die Jüngste und Lebhafteste, schwur, ihm wider seinen Willen zu folgen. Er übergab sie also dem Baron, und dieser versprach, sie als Naidens Gefährtin mitzunehmen, wenn diese zurückkehre.

17.

Edmund reisete in Begleitung eines alten Dieners des Barons ab. Er kam glücklich bei seinen Pflegeältern an, und fand das gute Mütterchen zwar schwach, aber ausser Gefahr. Ihre Freude bedarf kein Gemälde. Edmund ward nun bestürmt, sich zu vermählen; doch Naidens Bild war zu tief in seine Seele gegraben. Er widerstand. So verfloßen sechs Monate. Vergebens bestürmte er den Baron mit Briefen. Keine Antwort. — Endlich erschien er.

„Naide?" war nach den ersten Umarmungen Edmunds erste Frage.

Nie werden Sie sie wiedersehen, erwiederte der Baron. Ihre Mutter willigte nicht in die Trennung von ihr, und hat sie einem reichen Bojaren in der Nähe überlassen.

„Und Naide?" rief Edmund ausser sich.

Der Bojar ist ein edler, schöner Mann. Naide ist Weib, und die Cirkaßierinnen sind fromme Töchter.

Edmund antwortete nichts. Er verließ den Baron plötzlich, und eilte in den Garten. Thränen machten seinem gepreßten Herzen Luft.

„So fahre denn hin, goldener Traum der „Liebe!" rief er aus; und nach einer Stunde erschien er ruhig und ernst in der Gesellschaft.

18.

Edmunds Pflegeältern baten nun den Baron um Unterstützung, daß Edmund ihren sehnlichsten Wunsch erfülle und sich eine Gattin wähle. Sie bestürmten ihn zugleich; und er, dem alles gleichgültig war, willigte ohne großes Widerstreben ein.

„Vielleicht," sagte der Baron, „hat meine Nichte, Amalie von Blumenthal, das Glück, Ihre Wahl zu bestimmen. Sie ist schön, talentvoll und Ihrer Liebe werth. Willigen Sie ein, Sie zu sehen?"

„Gerne," erwiederte Edmund. „Wenn „etwas meine Wahl bestimmen kann, so ist es „die Aussicht, Ihnen, Theurer, näher anzu„gehören."

Wohlan, sie ist in unsrer Nähe, auf den Gütern ihrer Tante, und wird morgen mich mit meiner Schwester besuchen.

19.

Ruhig erwartete Edmund die Ankunft der Braut; denn in seiner jetzigen Stimmung war er entschlossen, Amalien seine Hand zu geben, auf jeden Fall.

Ein Wagen rollte am andern Morgen in den Schloßhof. Edmund hörte es und gieng nicht an's Fenster. Man rief ihn zum Frühstück. Die Pflegeältern, der Baron und dessen Schwester waren versammelt.

„Guten Morgen, lieber Telemach!" sagte der Baron lächelnd, indem er ihn beim Eintritt umarmte. „Meine Nichte ist nach Weiberart im Kabinete dort mit ihrer Toilette beschäftigt. Wir wollen die kleine Eitle beschämen und sie überraschen."

Damit zog er ihn an die Thüre des Kabinets, und hier sank in seine Arme — Raide!

20.

Freude tödtet nicht. Aber lange lagen sie sich sprachlos in den Armen. Der Baron, die

Pflegeältern zerfloßen in Freudenthränen, und die kleine Agelia kroch hinter Amalien herbei und umschlang die Füße ihres alten Gebieters.

Alles lösete sich. Amalie war die Tochter des Barons, von einer Griechin, die er einst auf seinen Reisen in Wien kennen lernte, und in Konstantinopel bei ihrem Großvater, einem reichen Kaufmann, zurücklies. Alles übrige war Komödie, um Edmund, den Flatterhaften, empfänglich zu machen für häusliches Glück. Er ward und blieb in den Armen seiner Amalie-Naide der glücklichste Gatte und Vater.

X.

Der feine Beobachter.

Der feine Beobachter.

1.

Herr S— war vermählt. Seine Frau hatte eine Schwester, jung und schön und seit einigen Jahren Wittwe. Die zwei Schwestern liebten sich innig und waren häufig beisammen.

Einst kommt Herr S— nach Hause, und findet sie Beide allein. Seine Schwägerin hatte rothe, verweinte Augen. Bei seinem Eintritte erhebt man sich rasch; man affektirt Munterkeit; er hört seine Schwägerin seiner Frau diese Worte zuflüstern, die seinen Spürsinn aufregen: „Vor allem sage Deinem Gatten nichts „davon."

2.

Augenblicklich beginnt seine Imagination zu arbeiten. Was ist das für ein großes Geheimniß, das man ihm verbergen will? Vergebens würde er seine Gattin fragen; sie ist verschwie-

gen. Aber wozu soll er forschen? Ein entschlüpftes Wort, eine Geberde, und er hat Alles errathen! Wirklich führte er einige Tage nachher seine Gattin zu ihrer Schwester. Nach den ersten Umarmungen fragte jene diese: „Nun? ist er nicht zurückgekommen?"

„Ach nein!" versetzte die Schwägerin, „ich „sehe wohl, ich muß mich resigniren."

Frage und Antwort wurden zwar ziemlich gleichgültig hingeworfen; aber dem scharfsinnigen Beobachter S— ist nichts unwichtig. Er hat an seiner Schwägerin einen verschlossenen Harm bemerkt. Was soll in ihrem Alter der Grund dieses Harms seyn, als ein Liebhaber, der sie verlies, und dessen Verlust sie schmerzt? Sie ist gutmüthig, gefühlvoll; sie kann nur eine wahre und tiefe Leidenschaft genährt haben. S— bedauerte sie aufrichtig.

3.

Er sinnt lange: wer denn der ungetreue Flüchtling seyn könnte? Er findet keinen Gegenstand. Seine Schwägerin lebt sehr abgeschieden, sieht beinahe Niemand; ein neuer Beweis, daß sie liebt. Den Liebenden eckelt jede

Gesellschaft an, als die des Geliebten. Entschlossen, das Geheimniß zu erforschen, kehrt er zu seiner Schwägerin zurück. Er läßt einige zweideutige Worte fallen, spricht von dem Kummer, den er bemerkt hat; man läugnet ihn nicht, Er giebt sogar zu verstehen, daß seine Gattin das Geheimniß verrathen hat. Kurz, sagte er, ich weiß, was Sie betrübt, und zwar so gut, daß ich ausdrücklich komme, Ihnen meine Theilnahme zu bezeigen und Sie zu trösten.

„So? Sie spotten meiner mit Ihrem Mit„leid; denn Ihr Männer habt gar kein Gefühl „für solche Leiden!“

Ich immer für den Kummer meiner Freunde.

„Nun, so zanken Sie mit mir; spotten Sie „meiner Schwachheit; bessern Sie mich, wenn „Sie können; oder glauben Sie vielmehr, daß „ich davon geheilt bin; ich werde mich keiner „so thörichten Neigung mehr überlassen, das „habe ich gelobt, und verspreche es Ihnen.“

Verschwören Sie nichts, Schwägerin! Hatten Sie das nicht vorhin gelobt?

„Freilich, zwei- bis dreimal, so oft sie „mich verließen.“

Sie hatten ihrer nur drei?

„Nun ja, das ist genug, denk' ich.“

Das beweißt wenigstens, daß Sie sie lange erhalten.

„So lange als möglich; verliere ich sie, „so ists nicht meine Schuld.“

Das glaub' ich.

„Desto schmerzlicher kränkt es mich; ich will „mich dem nicht mehr aussetzen.“

Ich wiederhole es, Schwägerin, verschwören Sie nichts!

4.

Diese Unterredung bestärkte Herrn S.— in seiner Vermuthung. Nach einigen Tagen fand er zufällig auf dem Kamine seiner Gattin einen Brief seiner Schwägerin. Er war entsiegelt. Neugier und ein unwiderstehlicher Trieb, seine Beobachtungen zu bewahrheiten, drängten ihn, den Brief zu lesen. Nach einigen gleichgültigen Einkaufsaufträgen findet er folgende Zeilen. — Jedes Wort erschütterte ihn —: „Ich fürchte sehr, „Dein neugieriger Eheherr hat den Grund mei„nes Kummers errathen. Solltest Du mich ver„rathen haben? — Nun, so höre: Ich bin „zur Hälfte über meinen Verlust getröstet. Un-

„geduldig erwarte ich das kleine Wesen,
„das mir den Vater ersetzen soll, den ich so
„närrisch liebte. Ich werde ihm seinen Na-
„men geben; ich hoffe, es soll so schön seyn,
„als der Vater, aber minder undankbar wird
„es, so schmeichle ich mir, mich nie verlassen."

5.

Nun wurde die Unruhe unsers S— sehr ernst.

„Es ist nur zu klar," — sprach er zu sich selbst — „daß ich mich nicht betrogen habe. „Das unglückliche Weib! Verlassen in diesem „Zustande, selbst von dem —! Nein! Das „Unglück ist geschehen. Kann ich auch nicht „heilen, so will ich es doch lindern. Sie ist „nicht reich; ich bin glücklich, daß ich sie un- „terstützen kann." —

Voll von dieser Idée miethete er auf einem einsamen Landgute eine Wohnung. Nachdem er Alles geordnet hatte, kehrte er zu seiner Schwägerin zurück. Er war verlegen über die Art, sich gegen sie über einen so zarten Gegenstand zu äußern. Er fürchtete, sie über ihren Fehltritt zu beschämen, sie durch seine Erbietungen zu demüthigen; er war an sich ein edler, wohl-

wollender Mann; er wollte dienen, unterstützen, aber mit Achtung und Schonung. Er begann also damit, daß er sie an das erlittene Unglück und ihren Gram darüber erinnerte.

„Was?“ sagte sie lächelnd: „Sie denken noch daran?“

Allerdings; ich setze mich an Ihre Stelle. Hatte ich nicht ähnlichen Kummer?

„Sie? Ein so vernünftiger Mann?“

Gerade deswegen bin ich so nachsichtig. — Aber, theure Schwägerin, sollten Sie nicht Zerstreuung bedürfen? Wenn Sie nun den Aufenthalt änderten? Wenn Sie einige Zeit auf dem Lande zubrächten? Meine Frau und ich wollen dort eine Wohnung miethen.

„Ich danke Ihnen. Ich werde Sie dort „bisweilen besuchen. Aber ich muß in der Stadt „bleiben.“

Das rathe ich Ihnen nicht. Ihre Nachbarn, das Publikum werden die Ursache Ihres Kummers errathen.

„O, das ist vorüber; ich habe es nicht „verheimlicht; das Publikum sage, was es „wolle.“

Viel Entschlossenheit! Aber selbst Ihre Gesundheit heischt Pflege und Schonung.

„Seyn Sie ruhig! So albern bin ich denn „doch nicht, daß ein solcher Kummer meine „Gesundheit angreifen sollte.

Aber in Ihrem jetzigen Zustande?

„Wie? in meinem jetzigen Zustande? „Was wollen Sie damit sagen?“

Sie wissen ich habe ein scharfes Auge.

„Nun? Was haben Sie denn erforscht?“

Sie wissen, wie lieb Sie mir sind, und ich wage es zu sagen, Sie hätten sich mir vertrauen sollen.

„Was denn vertrauen?“

Bekennen Sie mir — aber Verzeihung, schöne Schwägerin, es muß endlich heraus! — Bekennen Sie — wenn es gleich noch nicht sichtbar ist — daß Sie bald Mutter zu werden hoffen — oder fürchten, setzte er mit leiser, furchtsamer Stimme hinzu.

„Ehe werde ich bekennen, daß Sie närrisch sind!“ rief sie zornig aus; „und woher haben Sie denn —“?

Sie läugnen? Nun, das ist stark. Sie haben es meiner Frau geschrieben; ich sah Ihren Brief; und weil ich denn alles sagen muß —

eine Wohnung auf dem Lande ist für Sie gemiethet. Es bleibt alles geheim.

„Welcher Galimathias!"

Erzürnen Sie sich nicht, liebe Freundin! Hier ist der Brief. Seyn Sie aufrichtig gegen einen Schwager, der Sie liebt.

6.

Die Schwägerin wirft einen Blick auf den Brief, bricht in ein lautes Lachen aus, verläßt auf einen Augenblick das Zimmer, und kommt sogleich mit einem Körbchen zurück, in dem sich ein niedliches junges Angora-Kätzchen befand.

„Hier ist es! Hier ist es!" rief sie, und hielt sich lachend die Seiten. „Hier ist das „kleine Wesen, das mir die Stelle des Va„ters ersetzen soll. Es ist der Sohn meines „schönen Lubin, dessen Verlust ich so sehr be„jammerte, und der mich verlassen hat, um „auf den Dächern umher zu irren! — Lieber Bru„der! Entweder hat Ihre Frau Sie gefoppt, „oder dies ist abermals einer Ihrer Genie„streiche, Ihrer tiefen und scharfsinnigen Be„obachtungen!"

7.

Unser S — war ganz versteinert. Seine Eigenliebe war auf einen Augenblick tief verwundet; aber bald stand er auf, gieng und sagte leise zu sich selbst: „Sie hat sich sehr „künstlich verstellt; aber ich sah es wohl in „ihren Augen, daß sie mich täuschte. Gewiß „steckt da etwas dahinter — doch ich werde „es erforschen! Sicher werd' ich es erfor„schen!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Soden, Julius <<von>>,

Erzählungen

Bd.: 1

Bamberg u.a. 1823

P.o.germ. 1986 t-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128472-2